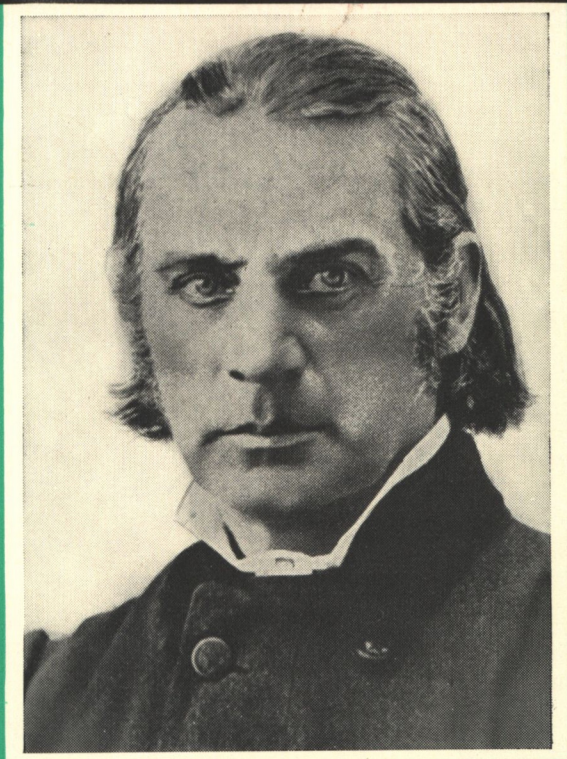


ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



Theodor Schober

Wilhelm Löhe

Ein Zeuge lebendiger lutherischer Kirche



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

Wilhelm Löhe

(1808—1872)

Wer zum Lebensbild Wilhelm Löhes die lebendige Anschauung sucht, müßte das mittelfränkische Dorf Neuendettelsau kennen, unweit der Markgrafenstadt Ansbach und des Klosterstaates Heilsbronn. Hier war Löhe lutherischer Pfarrer. Von hier aus zogen seine Sendboten nach Amerika als Prediger und Zeugen lutherischen Glaubens und als deutsche Männer zugleich. Hier hat Löhe seine Diakonissenanstalt gegründet, die heute 500 Arbeitsgebiete in Bayern und darüber hinaus mit 1600 Schwestern und einer eigenen Bruderschaft betreut. Hier wird seit Löhe täglich ein Gottesdienst gefeiert. Hier sind das Sakrament des Altars und die Einzelbeichte wertvolle Schätze der Kirche geblieben. Hier hat der Gedanke, daß lebendige Kirche immer „Kirche in der Bewegung“, das heißt also missionierende Kirche sein muß, ein großes Missionswerk am Leben erhalten. So schlägt in Neuendettelsau noch heute das Herz der lutherischen Kirche in besonderer Weise. Aus räumlicher Enge eines Dorfes mit 5000 Einwohnern reichen seine Wirkungen in die Weite, in andere Erdteile, in andere Kirchen, in die ganze Ökumene. Am Anfang aber steht Wilhelm Löhe, ein lutherischer Pfarrer. Sein Wahlspruch lautete: „Schlecht und recht, das behüte mich; denn ich harre dein“ (Psalm 25, 21). Dieses Harren versteht Löhe sehr aktiv. Auf Gottes Barmherzigkeit antwortet seine Kirche im Loben, Dienen und Missionieren.

Wilhelm Löhe

Ein Zeuge lebendiger lutherischer Kirche

Von
Theodor Schober



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

Band 141/142 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

INHALTSVERZEICHNIS

Ein Brief an Stelle eines Vorworts	3
Elternhaus und frühe Jugend	5
Schulzeit und Konfirmation	7
Gymnasiast und Student	10
Erste Amtsjahre	12
Der Pfarrer von Neuendettelsau	24
Der Kampf um die Kirche	30
Der Mann der Kirche	36
Die <i>eine</i> Kirche und die Kirchen	39
Der Verwalter der Gnadenmittel	44
Der Rufer zum apostolischen Leben	50
Der Seelsorger und Beichtvater	56
Der Beter	63
Der Liturg und Gestalter der Gottesdienste	68
Der Prediger	73
Ökumenische Verantwortung: Mission – Auswanderer- fürsorge – amerikanisches Luthertum	76
Die Diakonissensache	83
Jahre des Alters	92
Literaturnachweis	95

© 1959 by Brunnen-Verlag, Gießen
Printed in Germany

Gesamtherstellung: Buchdruckerei H. Rathmann, Marburg a. d. L.

Ein Brief an Stelle eines Vorworts

Vor hundert Jahren schrieb Löhe in einem Brief aus Neuendettelsau:

„Lieber Bruder!

In dieser Frühlingszeit gehe ich zuweilen zwischen den Feldern hin, die hinter dem Pfarrgarten liegen, freue mich des großen Horizonts, der wie eine Halbkugel über unserer stillen, abgelegenen Gegend steht, und über den tiefen, feierlichen Frieden der Natur, den wir genießen dürfen. Die Wälder, die Höhenzüge, die stillen, fernen Berge schließen mein Völklein und mich von der übrigen Welt so völlig ab, daß es mir vorkommt, als habe uns der Herr da bergen wollen vor allem, was die Welt bewegt oder in Not und Angst versetzt. Daher, an diesen Ort, dringt von außen kaum eine Nachricht, und ich muß mich nur wundern, daß ich durch Dich und andere meiner Brüder schon manches Mal, namentlich in der letzten Zeit so überzeugende Beweise bekommen habe, daß man draußen in Freundschaft und Feindschaft doch viel an uns und unser stilles Treiben denkt. Die Freundschaft und Liebe, die uns heimsucht, ist in der Tat sehr groß, und wir haben alle Ursache, dafür dem Herrn und unseren Brüdern zu danken. Was soll man aber mit der Feindschaft anfangen, die uns begegnet? Soll man sie ganz unbeachtet lassen? Ich muß Dir gestehen, daß mir das weitaus das allerleichteste wäre. Ich weiß, daß kein Mensch, der innige Freunde hat, ohne Feinde sein kann: was soll's mich denn wundernehmen, wenn der innigen, herzlichen Liebe unserer Brüder zu uns auch eine herzliche Feindschaft gegen uns zur Seite geht, wie neben dem Lichte der Schatten? Da wird mir das *nil mirari* so leicht, und die behagliche Ruhe meines Stillebens ist mir so wert, daß ich über einen ganzen Haufen von Feinden in tiefer Ruhe wegschauen kann. Überdies sind meine Feinde in der Regel so schlecht unterrichtet über alles, was um mich her vorgeht, oder sie verstehen so gar nicht die Quelle, den Sinn und die Absicht dessen, was sie von meinen Freunden und von mir berichten, daß ich in der Regel mit den Meinen ein tiefes Bewußtsein, recht getan zu haben, genieße und sehr geneigt bin, mit diesem Gewissensfrieden mich zu beruhigen, ohne Antwort für so viele Feinde, ohne eine Verteidigung, ja ohne daß ich auch nur mit meinen Dettelsauer Freunden im engen Kreis viele Worte darüber verliere. Ei, wir wären alle miteinander geneigt, die ganze Welt über uns schwatzen zu lassen, wenn sie Lust hätte, solange wir nur Erlaubnis haben, da auf unserer stillen Höhe unsere Wege zu gehen. Allein — an der Neigung, die wir haben, liegt's nun eben nicht; zu-

weilen müssen wir doch hinter unseren Büschen hervorgehen und denen, welche jenseits derselben wohnen, unser wahres Angesicht zeigen.“

Das ist die Aufgabe der folgenden Blätter: den Menschen von heute das Angesicht Wilhelm Löhes so zu zeigen, wie es aus den Quellen und aus der lebendigen Verkörperung seiner Arbeit heute ersichtlich ist. Dabei wird Wilhelm Löhe selbst viel zu Wort kommen. Ein Mann, dem einer der größten Kenner der deutschen Literatur, August Vilmar, nachgerühmt hat, seit Goethe habe niemand mehr ein so schönes Deutsch geschrieben wie Löhe, verdient es, mit seinen eigenen Formulierungen der Vergessenheit entrissen zu werden. Sein Nachfolger Hermann Bezzel konnte von ihm sagen: „Die Muttersprache lehrte er als König, dem Wort und Satz willig zu Diensten stehen.“ Nachdem zu dieser außerordentlichen Veranlagung noch ein besonderes Geschichtsinteresse kam, so daß Leopold von Ranke Löhe das Zeugnis ausstellte, er habe Beruf zum Historiker, eignet sich seine eigene Darstellung unbestritten zur Deutlichmachung seiner Gestalt und seiner Motive.

Dabei bleibt der kritische Blick, den wir auch den Großen der Kirche gegenüber haben dürfen. Auch dafür ist Löhe selbst ein guter Lehrmeister, wenn er im Vorwort zur „Agende für christliche Gemeinden lutherischen Bekenntnisses“ die Sätze schreibt:

„Wir dürfen nicht auf Lorbeeren der Väter ruhen: auf altem Grunde weiter bauen, auf rechtem Wege vorwärts gehen, ist echt lutherische Pietät. Wer es anders macht, arbeitet vielleicht an einem Sarge oder einem Denkmal der Vergangenheit; aber kein lebendiges Geschlecht kann da Aufenthalt nehmen. Wir müssen, um zu tun, was uns gebührt, mit dem Gewinn und Kompaß der Reformation über das 16. Jahrhundert zurück- und über die Grenzen unserer Kirche hinausgehen, suchen, sichten, erfahren und gewinnen, was uns fehlt. Auf diesem Weg steht uns wohl der Geist des Herrn zur Seite und leitet uns in alle Weisheit und Wahrheit.“

Elternhaus und frühe Jugend

Am 21. Februar 1808 wurde Johannes Konrad Wilhelm Löhe in einem nicht unscheinbaren Bürgerhaus in Fürth geboren. Allerlei geschichtliche Erinnerungen umgaben das väterliche Haus. Gustav Adolf hatte 1632 nicht weit entfernt davon gewohnt. Im Stadtwappen Fürths mahn-ten die drei Blätter an die drei Herren von Fürth: an die Stadt Nürnberg, den Bischof von Bamberg und an den Ansbacher Markgrafen. Der Vater, Kaufmann und viel-geachteter Ratsherr, starb früh, im 52. Jahr. Seine Frau hatte ihm dreizehn Kinder geboren, von denen sie sieben wieder hergeben mußte. Der kleine Wilhelm hat seine Mutter über solcher Not viel beten hören.

Doch lassen wir ihn selbst sprechen:

„Von Nürnberg zieht die Pegnitz nordwestlich, und nach einer guten Stunde Laufes vereinigt sie sich mit der von Süden kommenden Rednitz an einem waldigen Hügelzug. Dort läßt die Sage Kaiser Karl den Großen bei einer Überfahrt in Gefahr geraten, vom Fährmann gerettet werden und ganz in der Nähe des Rednitzflusses ein Kirchlein stiften, bei dessen Überresten ich als Knabe gerne saß. Das Kirchlein war dem heiligen Martin von Tours geweiht. Nicht weit vom Kirchlein, an einer noch von einem kleinen Hause bezeichneten Stelle soll ein ‚Siechkobel‘, ein Aufenthalt für den kranken Wanderer gestanden haben. Das waren die Anfänge meiner Vaterstadt Fürth. In meiner Jugend hörte ich noch in der Schule, Deutschland habe vier große Dörfer, unter denen Fürth war . . .

Mein Vater, eines Gastwirts Sohn, ein in der Jugend nicht bloß großer, sondern, wie Zeitgenossen sagen, ‚bilschöner‘ Mann, blieb nicht in Fürth; er wurde Kellner zu Heilbronn in Schwaben. Als er in stattlicher Pracht heimkehrte, heiratete er meiner Mutter ältere Schwester Clara und nach deren frühem Tode meine Mutter Maria Barbara, eine geborene Walthelm . . .

Mein Vater war eine ernste, große Männergestalt, stark am Leib, ein Mann von echtem Schrot und Korn. Im Benehmen hatte er jene Freundlichkeit und dabei gutmütigen Witz, die an starken Männern so wohlgefallen. Obwohl im Geschäft ge-segnet, ein Nachfolger des Großvaters Walthelm in den Stadt-ämtern, trachtete er doch nicht nach hohen Dingen. Über die Gasse hinüber findet man jetzt noch ein kleines Schenkhaus. Da saß er des Abends mit den Nachbarn. Er hatte die Gabe zu

erzählen und erzählte dann den Nachbarn unter der Bedingung, daß sie ihm hernach eins sangen. Ernst, stark, gemüthlich, wohlwollend, weise, von jedem hochgeachtet, ein Segen und eine Säule der Stadt, lebte er in ununterbrochener Gesundheit bis in sein 52. Lebensjahr (anno 1816, 28. Oktober): da starb er nach schwerem Hauptleiden. Ich ging, ein Knabe von acht Jahren, hinter seinem Sarge und mit mir die Schulen, die Obrigkeit, die Geistlichkeit, viele, viele Bürger der Stadt . . .

Ich saß gerne zu Füßen meiner Mutter und nähte mit ihr. Es war, da ich so klein war, meine Idee, ein Schneider zu werden; denn so war ich der Mutter gleich. Ich lernte leicht, was mir meine Mutter vorsagte, und war glücklich, wenn sie mich des Abends einbetete mit: 'Ich weiß, an wen ich glaube', — 'Beschirmt von deinem Segen' etc.

Einmal war Synode. Die Pfarrer der großen Diözese Cadolzburg, zu welcher Fürth gehörte, versammelten sich im Chor der Michaeliskirche. Mein Vater nahm mich, trug mich auf die oberste Empore, hob mich auf, daß ich hinunterschauen konnte in die ehrwürdige Versammlung. Der Blick blieb mir, ich habe ihn noch und freue mich desselben noch.

Mit vier Jahren habe ich ziemlich lesen können. Da schickte mich mein Vater in Lehrstunden. Ich erinnere mich noch, bei der Frau des alten Schullehrers Singer gewesen zu sein, und bei Herrn Fideri hatte ich bereits Lust und Leid, letzteres, wenn er mich strafend an der Haarlocke neben dem Ohr zog — Lust, wenn ich zur Belohnung des Fleißes einen von den zinnernen Reitern bekam, die ihm mein Vater zu dem Zweck zugestellt hatte. Mit fünf Jahren ging ich in die Schule, und zur Zeit, wo die Tscherkessen und Baschkiren auf Befehl des Zaren in den Franzosenkrieg zogen, war ich in der Schule bereits Monitor. Ich ging aber je länger, je weniger gern in die Schule. Die Schule war mir eine Pein, zumal wenn die Lehrer streng waren. Ich war erbärmlich schüchtern und zitterte auch vor fremder Strafe.

Mein Vater war mir die erste Person in der Welt, dann kam meine Mutter, dann meine Schwester Anna, die kranke, vor deren Kraft ich dennoch großen Respekt hatte. Ich drohte manchmal den Knaben mit ihr, wenn sie mich nicht wollten gewähren lassen. — Was war es mir Großes, wenn die Grenadiere der Stadt sich vor dem Hause versammelten und mein Vater als Hauptmann unter die Haustür trat, den Säbel zog und mit seiner Löwenstimme kommandierte! Welch ein Kommando, wenn der Vater mit dem Finger winkte! Welch eine Strafe, wenn er die weiße Mütze vom Haupte zog und mir — ach, wie selten! — einen Schlag auf den Rücken gab! Wie konnte ich das aushalten, das große Weh! Und welche Lust,

wenn er unter der Firma, etwas für ihn schreiben zu dürfen, mich examinierte! Oder wenn ich's erlauschte, was er verbarg, daß er meinen Fortschritt vor der Mutter lobte! Wenn ich merkte, daß er die Mängel tadelte und doch zufrieden war mit dem, was da war! . . .

Ach, meine Kranken von Jugend auf! Als Sabine im Sterben lag, gab mir die Mutter einen Kreuzer und schickte mich fort, mir einen Bilderbogen zu kaufen. Fröhlich kam ich heim – da war mein Schwesterlein tot. Ich warf mich auf die Wiege und weinte sehr: ach, mein Schwesterlein! . . .

Am Todestag meines Vaters, dem 28. Oktober 1816, einem Montag, war ich in der Schule. Die alte Magd Susanne holte mich. Als ich in die Stube kam, lagen die Meinigen auf den Knien und beteten für den hart Kämpfenden um Auflösung. Meine beiden mittleren Schwestern standen, im Jammer vergehend, zu Häupten und Füßen des Sterbebettes; meine älteste, kranke Schwester Anna saß am Ofen, hatte keine Tränen, aber tiefes Schluchzen. Als ich in die Stube trat, nahm mich meine vom Gebet aufstehende Mutter an der Hand, führte mich zu dem röchelnden Vater, legte meine Hand in die seine und ließ mich versprechen, was alles, weiß ich nicht mehr, aber das war dabei: ‚daß ich dem teuren Vater im Grabe keine Schande machen möchte.‘ Kaum hatte ich mein Versprechen getan, da stand meines Vaters Odem still, und ich war eine Waise . . .

So gingen meine Tage hin – und Spuren einer Neigung zum heiligen Amte gab es damals schon viele. Im kleinen Haushof stand der Hackstock, um den versammelte ich die Kinder der Mietsleute, die im Hause wohnten, ich legte einen schwarzen Schurz als Chorrock an, bestieg den Hackstock als Kanzel, predigte, sang und betete, und meine Mutter sagte zuweilen zu meinem Vater: ‚Es verdirbt ein Pfarrer an ihm, wenn du ihn nicht studieren lässest.‘ Der Vater wollte aber nichts vom Studieren wissen, weil ihm die Ausgaben im Vergleich zu meinen übrigen Geschwistern als zu unverhältnismäßig vorkamen. Als mein Vater starb, führte sie aus, was sie für gut hielt. Ihre Liebe zu Amt und Kirche machte sie dafür empfänglich, mich, obwohl eine Witwe, einen solchen Lebensberuf erwählen zu lassen. Ich hab' es ihr tausendmal zu danken. Wer weiß, ob ich ein Christ geworden wäre, wenn ich nicht Pfarrer geworden wäre!“

Schulzeit und Konfirmation

Wir haben schon gehört, wie für Löhne der Schulbesuch keine reine Freude war. Er gibt selbst zu, daß er Schuld

daran trug. Diejenige seiner Gaben, welche er am frühesten und auf eine sündliche Weise übte, war das Urteil. Unter diesem Urteil erschienen viele Lehrer mittelmäßig, aber auch die begabteren verschonte er nicht: „Sie gaben Blößen, die auch ein jugendlich Auge merken konnte, und wie konnte das bei der großen Überfüllung der Schulen anders sein!“ Löhe war nach eigenem Urteil nicht fleißig, nicht ernst genug und im Gedächtnis nicht besonders begabt. Bevor er zehn Jahre alt wurde, schickte ihn die Mutter auf die Lateinschule. Nebenher fing er an, in Privatstunden Französisch, Italienisch, Englisch, Geometrie und Zeichnen zu lernen. Das Violinspielen hatte er schon früh begonnen. Dann kamen noch griechische Privatstunden dazu. „In meinem zwölften Jahr waren alle Stunden des Tages, vom Morgen bis Abend, mit Unterrichtsstunden besetzt — und da ich vom zwölften Jahre an unausgesetzt in die Kirchen ging, so war mein armer Leib ziemlich vergessen.“ Bis ins zehnte Jahr hinein hat Löhe wenig Ruhm in der Schule geerntet. Von da an aber war er bis zur Universität immer der Erste. Löhe glaubt, den Schuleinrichtungen viel Schuld darin zuweisen zu müssen. Die Schuleinrichtungen entsprachen nicht dem Maß, das auf Löhe paßte. „Mir hätte eine viel freiere, der eigentümlichen Begabung anpassendere Behandlung gewiß eher zur harmonischen Entwicklung geholfen. Über einen Leisten mit allen geschlagen zu werden, obwohl ich anderes bedurfte, war mir schrecklich.“ Unter seinen Mitschülern stand Wilhelm Löhe ziemlich einsam. Außerhalb des Stundenplanes hatte er kaum Kontakt mit ihnen. Sein Widerspruch gegen manche unrichten Pläne mag daran schuld gewesen sein. Zuweilen wurde er deswegen von seinen Mitschülern verfolgt, „von ganzen Horden angefallen, duldeten lang, dann aber wehrte ich mich wutentbrannt, und dann hatte ich mehr als einmal Sieg“.

Wie stand es nun mit der Religion? Ihr war er leidenschaftlich ergeben.

„Ich ließ die andern Knaben reden und ging in jeden Gottesdienst. In Fürth wird alle Sonntage früh 8 Uhr zum Sakrament geläutet, die Hauptpredigt folgt auf das Sakrament. Beim Sakrament war in der Regel außer den Kommunikanten niemand zugegen. Aber ich kam und mit mir ein alter, grauer Hospitalist. Die Fürther Hauptkirche hat einen langen, weiten Chor, der viele Kommunikanten faßt. In weiter Ferne von diesem Chor, dem Sitze der Kommunikanten, unter der Orgel war mein vom Vater ererbter Stuhl und der meines alten Genossen. Da standen wir miteinander sonntäglich in festlicher Stille, bis die ehrwürdige Greisengestalt des alten Stadtpfarrers Frommüller aus der knarrenden Sakristeitüre trat und, die Hände über die Brust gekreuzt, das Haupt verneigend, zum Hochaltar ging (damals hatte die Kirche noch zwei Altäre außer diesem) und hinter ihm die Diakonen. Der alte Pfarrer war so wenig musikalisch als ich, aber er hatte eine sehr schöne Stimme, und wie er die verba testamenti etc. sang, habe ich sie doch nicht wieder singen hören. Die Melodie, welche er sang, blieb mir im Ohr, und ich singe sie immer aus dem Gedächtnis, wenn ich durch Jesu große Gnade konsekriere. Wenn dann der Alte konsekriert hatte, dann sang der Kantor das dreimal Heilig mit hellem Hauf. Darauf warteten wir zwei fernen Hörer. Sowie der Kantor zu singen anhub, fing der alte Hospitalist auch an, mit kreischender Stimme mitzusingen, und ich sang gleichfalls mit lautem Schrei drein. Ich sang in der Schule nie, weil ich merkte, daß ich keine Gabe hatte, aber beim Sakrament bekam ich Stimme, da sang ich, und es war mir diese Teilnahme am Sakrament große Feier und Freude.“

Auch die Konfirmation hat sich dem Knaben Wilhelm Löhe durch die Verbindung mit dem ersten Abendmahlsgang besonders eingeprägt.

„Vom Sakramentsgenuß war ich wenig unterrichtet. Ich glaubte aber lieber, daß man aus dem Kelch Blut schmecke, als die laue Belehrung meiner Lehrer. Was mir aber an Erkenntnis fehlte, das ersetzte mir der gnadenreiche Gott durch die seligste Heimsuchung. Ich wußte, an welchen ich glaubte, und ich war in seiner Nähe in der schönen Pfingststunde meines ersten Abendmahlsganges. Namentlich diese empfundene Seligkeit machte mir jede wiederkehrende Konfirmationszeit so süßen Duftes, so heiliger Erinnerung voll. Die Zeit ist unwiederbringlich dahin, die schöne Jugendzeit. Ich wünsche sie nicht wieder; aber die Konfirmationszeit, die Abendmahlstunde – die beweine ich, daß ich sie nicht wieder neu erleben kann.

Als wir nach dem herrlichen Gottesdienste zu Tische saßen, sagte meine Schwester Babette: „Einen Tag wie diesen be-

kommt unser Wilhelm nicht wieder, bis er die Ordination empfängt.' — Sie hatte vollkommen recht, und auch mein Ordinationstag war nicht so süßer, jugendlicher Freude voll, so groß er mir ist, wie mein erster Abendmahlstag.

Ach, es ist doch schön, daß es solche Feiern gibt, wie wir im Christentum haben! Gott ewig Lob, daß ich in seiner Kirche geboren und auferzogen bin!"

Gymnasiast und Student

Bald nach der Konfirmation wird das Progymnasium in Nürnberg neue Heimat für Wilhelm Löhe. Unter allen Klassikern ist ihm Tacitus am liebsten, durch die imponierende Persönlichkeit seines Lehrers, des Herrn Rektor Roth, ihm besonders vermittelt. Dieser begnadete Lehrer warnte Löhe, weil er schon als Vierzehnjähriger die Nächte zum Privatstudium mißbrauchte. Das Beispiel dieses Mannes, das auch auf dem religiösen Gebiet nachahmenswert war, begeisterte den Jungen.

Auch Anfechtungen blieben dem Gymnasiasten nicht erspart:

„Einmal wankte auch mein Glaube. Ich hörte so viele zweifeln an dem, was ewig ist, daß es mir fast schien zum guten Ton zu gehören, ein wenig zu zweifeln. Ich besann mich, woran ich zweifeln sollte, und fand, es ginge am leichtesten, ungestraftesten an den Engeln, die doch meine treuen Freunde von Jugend auf gewesen sind. Bei Tisch, in Gesellschaft meines Veters, bei dem ich wohnte, unter dessen Mißbilligung sprach ich meine Zweifel dahin. Als ich in meine Stube ging, schämte ich mich des elenden Treibens.“

Roth war „wie ein Johannes der Täufer, der nur Buße predigte“. Löhe hat dann später oft bedauert: „Wäre Roth noch während meiner Schulzeit dazu gekommen, mir das süße Evangelium recht einfach zu predigen, ich wäre meinem Herrn und Heiland entgegengeflogen.“

Auf die Gymnasialzeit folgte das akademische Leben an den Universitäten zu Erlangen und Berlin (1826 bis

1830). Merklicher Einfluß dieses Studiums ist nicht zu spüren. Bezzel urteilt darüber: „Früh von gereiftem Urteil, in Wesen und Anschauung weit über die Altersgenossen hinausragend, ein ‚Mann, der die Jahre durch-eilte‘, blieb er einsam, auch in seinen Studien des eigenen Weges gewiß. Weder der so gelehrte und gewissenhafte Historiker Veit Engelhardt, noch der grammatikalisch genaue Exeget Winer fesselten ihn, aber auch Schleiermacher und Neander und Theremin konnten ihm nicht das bieten, was er suchte. Der eine war ihm zu begrifflich, zu wenig konkret, der andere zu wenig geordnet, Theremin gab sich zu viel aus. Harte, scharfe Urteile über Lehrer fehlen nicht, aber auch nicht der Dank für zwei weniger gelehrte als gesalbte und innerliche Dozenten: Friedrich Strauß hatte die Herrlichkeit der Liturgie, die Größe des sakrifi-ziellen Momentes im Gottesdienst, die Mühe des Amtes in der Seelsorge mit heiliger Wärme gedeutet; der Erlanger Krafft, dessen Hebräerbrief und Pastoraltheologie Löhe noch besonders rühmt, hatte ihn ganz für Christum gewonnen, dessen Leben sein Leben geworden war. Fleißiges Studium der Bekenntnisschriften, Beschäftigung mit Luthers Werken, eindringende Schriftlektüre vertieften und vermehrten die Kenntnisse des Jünglings, der nicht sowohl aus dem Pietismus Lutheraner geworden war als aus dem überkommenen Luthertum zu dessen innerster und lebensvoller Erfassung durchdrang, so daß ihm Christentum fortan nur nach den beiden Hauptpolen von Glaube und Gnade bemeßbar war.“

Das glänzend bestandene theologische Examen in Ansbach mit einer Predigt über 1. Johannes 1, 8, die Karl von Raumer eine Perle nannte, und die Ordination am 25. Juli 1831, von dem jungen Kandidaten sehnlich erwartet, vom mahnenden Tagesevangelium über Dienstpflicht und Dienstlohn in seinem Ernst verschärft, schlossen diese Entwicklungsjahre ab.

Erste Amtsjahre

Zunächst einmal war Löhe wie allen damals examinierten Kandidaten eine längere Wartezeit auferlegt. Er ertrug sie nur schweren Herzens: „Eins tut mir freilich wehe, daß man alle Sonntage mit allen Glocken läutet, und ich, wie ich glaube, auch zum Predigen berufen, muß meine Stimme und mein bißchen Glauben in die Brust einsperren, und mir tut sich keine Tür noch Kanzel auf, und mir wird keine Herde vertraut, die ich zu Christo führen dürfte. Denn in der ganzen näheren Umgebung läßt mich kein Pfarrer mehr predigen. Es ist so Gottes Wille, jetzt soll ich schweigen, mich curieren lassen, studieren; seiner Zeit wird er mich auch aussenden. Und dann wird er mir geben, daß ich auf Leben und Tod predige, daß wir Menschen nur etwas werden, wenn wir vor der Liebe und Gnade Jesu zu nichts geworden sind. Sein heiliger Wille geschehe!“ Allmählich wurde die Wartezeit in Fürth lang. Als auch die Bemühung seines Erlanger Professors Krafft, ihm eine Vertretung im Dekanat Schweinfurt zu vermitteln, fehlschlug, wurde Löhe einen Augenblick verzagt: „Und wenn du mich gar nicht brauchen könntest?“ Aber dann fährt er in diesem Gebet gleich fort: „Ei nun, bin *ich's* nicht, ist's ein anderer! Sein Reich kann ohne mich kommen. Zukomm dein Reich!“

Nachdem das Jahr 1830 vergangen war, ohne daß sich für Löhe eine Tür zur Ausübung des geistlichen Amtes geöffnet hatte, forderte ihn im Januar 1831 ein Freund auf, sich um die Verwesung der in der Fränkischen Schweiz gelegenen, eben vakant gewordenen Pfarrei *Unterleinleiter* zu bewerben. Mit Freuden folgte Löhe diesem Ruf und versah nicht nur die Geschäfte der Pfarrei, sondern gab auch — da der Schullehrer plötzlich verstorben war — noch den größten Teil des Schulunterrichts. Aber auch hier konnte er nicht bleiben. Die Kirchenleitung erklärte, einem erst im vergangenen Herbst aufgenommenen Kandidaten dürfe ein selbständiges Vikariat noch

nicht anvertraut werden. Nach einer kurzen Vertretung in Aufseß bot Löhe schließlich seinen Dienst dem 72jährigen Pfarrer Ebert in *Fürth* an. „Es ist damit nicht gemeint, teuerster Herr Bruder, daß Sie mich zu Ihrem vollständigen Vicar machen, sondern mit Hintansetzung aller . . . gewöhnlichen Bedingungen mir erlauben möchten, in den Fällen Ihr Vicar zu sein, in welchen Alter oder Kränklichkeit oder andere Hindernisse Ihnen die Last Ihrer Geschäfte zu sehr erschweren.“ Ebert nahm diesen Antrag an.

In diese Fürther Aushilfszeit fällt Löhes *Ordination*. Der 25. Juli 1831 war von da an in Löhes Leben ein unvergessener, jährlich feierlich begangener Tag. Aus seinem eigenhändigen Eintrag im Ordinandenbuch in *Ansbach* verdient wenigstens ein Abschnitt zitiert zu werden:

„Da auch in unserer Zeit es an Candidaten nicht fehlt, welche, alles evangelischen Glaubens und Lebens bar, dennoch Ordination und Namen evangelisch-lutherischer Geistlicher zu begehren sich erdreisten, so kann ich nicht umhin, hier zu erklären, daß ich in diese Klasse durchaus nicht gerechnet zu werden wünsche. Die Augsburgische Confession, wenn mir Armen diese Worte erlaubt sind, ist auch meine Confession . . . Die Personen derjenigen, welche wider diesen unsern Glauben sind, hasse ich nicht, sondern hege gegen sie aufrichtige Liebe, bitte aber mit dem heiligen Augustin flehentlich: ‚O daß du sie tötetest mit dem zweischneidigen Schwert, Hebr. 4, 12, damit sie nicht mehr deine Feinde seien! Ich wünsche, daß sie sich sterben müßten, auf daß sie dir leben.‘ Gewiß, ich hasse keinen Menschen, aber ich hasse von Grund der Seelen alle schädliche und verderbliche Lehre. Mit Gottes Hilfe will ich die wahre Lehre predigen und nicht verstummen, bis der Herr selbst mich, seinen friedliebenden Soldaten, aus der streitenden Kirche in die heilige Stille der triumphierenden Kirche aufnimmt. Desgleichen soll es mein ernstliches Bemühen sein, daß mein Leben meinem Glauben ähnlich sei, damit ich nicht, während ich andern predige, selbst verwerflich werde.“

Am Ordinationstag hatte sich Löhe von Gott ein besonderes Wort aus seinem Mund erbeten. „Ich schlug meine Bibel auf, und Hand und Auge geriet auf die Stelle Jesaja 6, 8—10. Da dachte ich: der Text paßt nicht, der gefällt mir nicht, ich muß einen andern haben! Da schlug ich ein zweites Mal die Bibel auf, und diesmal fiel mein

Auge auf Apostelgeschichte 28, 25–27. Da hatte ich zum zweiten Male denselben Text. Aber in meiner Torheit sagte ich: Erst recht mag ich den Text nicht! Ich muß einen anderen haben!—Da schlug ich zum dritten Male die Bibel auf, und diesmal bekam ich die Stelle Johannes 12, 38–41. Da wurde es mir feierlich zumut, zumal ich nun las: ‚Solches sagte Jesaja, da er seine Herrlichkeit, Jesu Herrlichkeit, sah.‘ Nun hatte ich genug, und ich sagte: Hier bin ich, Herr, sende mich!“

Die Arbeit in Fürth füllte Löhe nicht aus. Neben den Frühpredigten waren ihm die „Kollektenleichen, bei denen er zur Freude der Pfarrkinder und zum Mißvergnügen des Pfarrers freie Ansprachen zu halten pflegte“, und der Konfirmandenunterricht einer Konvertitin übertragen. Wegen seiner Krankenbesuche, denen Pfarrer Ebert anscheinend mit einer Art von Eifersucht zuschaute, gab es Unerquicklichkeiten. Als ihm daher ein Vikariat in Kirchenlamitz angetragen wurde, war ihm dies „Anlaß, ernst nachzudenken, das hiesige verzwickte Vicariat bei Ebert fahren zu lassen und alle anderen Aussichten, und nach Kirchenlamitz mich zu entschließen“. Aus dem zwar freundlichen, aber recht offenen Abschiedsbrief an Pfarrer Ebert sind einige Sätze kennzeichnend: „Gott segne Sie! Mein Jesus werde auch noch Ihr Jesus! Er sei Ihnen mehr als ein bloßer Lehrer, er sei Ihnen nach Johannes dem Täufer und Jesaja 53 das starke, wunderbare Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, nach dem Hebräerbrief der ewige Hohepriester, der mit *einem* Opfer auch uns hat ewig vollenden wollen, der auch für uns noch bittet und auch uns noch segnet!“

In *Kirchenlamitz* bekam Löhe, was er in Fürth vermißt hatte, nämlich viel Arbeit. Der dortige Vertrag bestimmte: „Die Kirchenregister führt der Pfarrer selbst, solange er kann. Reichen aber seine Kräfte nicht mehr zu, dann hat Herr Vicarius alles ohne Ausnahme zu tun.“ Außer den sämtlichen Predigten waren Löhe Beerdigungen und Beichten, der Konfirmandenunterricht, sowie der Besuch in

drei Schulen am Ort und in acht zum Teil entlegenen Dorfschulen übertragen. „Die Lehrer dieser Schulen waren nicht für das Lehrfach ausgebildete Leute, sondern einfache Handwerker. Der eine war seines Zeichens Maurer, der andere zu gleicher Zeit Gemeindegärtner. In einer dieser Schulen mußte ein Teil der Knaben auf dem Boden kauern, weil kein Tisch vorhanden war.“ So war die Fortbildung der Lehrer eine der dringendsten Aufgaben. Schon nach einigen Wochen konnte Löhe schreiben: „Zusehends bessert's sich in meinen Landschulen.“

Auch die Gottesdienste Löhes wurden stark besucht. „Meine Kirche zählt fast so viel Fremde als Pfarrkinder, sie kommen oft vier Stunden weit. Meine Bücher und Tractate werden bis in die Pfalz hinunter gestreut, es läuft alles zu mir.“

Aber auch die Gemeinde selbst hing an dem erst 23-jährigen Vikar. Vor allem die Jugend hatte er bald gewonnen. Dabei gab es auch komische Situationen. Eine davon berichtet Löhe:

„Eine Bauerndirne kommt, sie wolle den Herrn Vicarius auch einmal besuchen. Ich fragte über geistliche Dinge, und es schien beinahe, als wäre sie nicht gar ohne geistlich Leben. Ich merkte, sie wolle etwas anderes, ermunterte sie, es zu sagen. Ob ich ihr dienen, helfen könne? Antwort: ‚Weiß halt net.‘ Nach noch mehreren Fragen sagte sie: ‚Ich mahn halt immer —, Sie senn mei Schatz.‘ — Ich gab ihr derbe Lehren und wies sie sanftmütiger auf Christum Jesum hin. Da ging sie weinend fort.“

Schon in dieser ersten Gemeinde versuchte Löhe, sein „Gemeindeideal“ zu verwirklichen. Schon hier findet man seine Ansätze zur Sammlung der Gläubigen zu Diensten in der Gemeinde, Vereinigung der Jugend zu Chören, um sie seelsorgerlich besser führen zu können. Daneben schrieb er schon manche Aufsätze und Traktate. „Ich bin vom frühen Morgen (fünf Uhr) bis zwölf oder ein Uhr in der Nacht beschäftigt, drum kann ich dazwischen auch etwas studieren.“ Dabei war Löhe schon in dieser Jugendzeit nicht gesund. Seine Hauptkraft aber widmete er der

Abfassung der Predigten. „Da ich sonst ungeniert zu-
redete, schlägt mir jetzt das Gewissen, wenn ich's ohne
Vorbereitung da oder dort wagen muß. Übrigens ist es
mir vorgekommen, daß man nicht, wie ich wohl sonst
dachte, auf der Kanzel im Conversationston reden dürfe.
Der Prediger hat einen Auftrag von dem Allerhöchsten
und muß das wissen. Das Kreuz des Herrn ist das Aller-
höchste auf Erden, und wer von ihm redet, muß nicht
eine gewöhnliche, hausbackene Demut auf die Kanzel
und in die Kanzelsprache führen.“

Nach eineinhalb Jahren gesegneten Pfarrdienstes in
Kirchenlamitz schreibt Löhe einem Freund: „Ich bin, es
kurz zu sagen, einer der glücklichsten Vicarien, was das
Äußerliche anlangt. Ich wünsche nichts hinzu und begehre
nichts. Ich erwarte alle Tage, daß etwa ein Rütlein komme,
welches Gott insbesondere für mich geschnitten hat. Wie
ich's etwa aufnehmen werde, wenn's kommt, weiß ich nicht.“

Das „Rütlein“ kam in verschiedener Gestalt. Der Land-
richter hatte schon im ersten Vierteljahr Klage wider Löhe
beim Dekanat Wunsiedel geführt. Ging es erst um den
Ton und die Schärfe der Predigten Löhés, so richtete sich
der nächste Protest des Landrichters als Führer der „Oppo-
sition“ dagegen, daß Löhe „Conventikel“ halte. Der Land-
richter erklärte, entweder er selbst oder der Vikar müsse
fort. Ein scharfer Verweis des Konsistoriums für Löhe
war die Folge. Darin erscheint dem Konsistorium Löhe als
ein „von sich eingenommener junger Mann, dem es an
Welt- und Menschenkenntnis noch gar sehr fehlt, und der
also wohl tun wird, bei seinem nicht berechneten Eifer,
auf andere wohltätig einzuwirken, sich zuvor reifere Er-
fahrungen zu sammeln und vor geistlichem Hochmut zu
hüten.“

„Es ist auch Wahres drin, was ich mir wohl merken
muß. Gott Dank!“ Damit registriert Löhe diese empfan-
gene „Rüge“ in seinem Tagebuch und fügt sich. Sein
Lehrer, Professor Krafft, antwortet ihm allerdings: „Es
wäre entsetzlich, wenn außer den kirchlichen Versamm-

lungen der Gemeinden und außer der Hausandacht der Familien alles und jedes anderweitige Zusammenkommen einzelner Gemeindeglieder zur Erbauung mit dem Namen Conventikel belegt und gehindert werden dürfte . . . Sollte nun dem Ausdruck Conventikel bei Ihnen dort weiter eine so ganz ungebührliche, der Seelsorge hinderliche Ausdehnung und Anwendung gegeben werden wollen, so sollen und dürfen Sie sich gewiß tapfer halten.“ Trotzdem gab Löhe seinen Plan, eigene Missionsstunden zu halten, auf.

Nach einer kurzen „Windstille“ brach der nächste Sturm los. Am 2. Weihnachtsfeiertag 1833 wurde Löhe vom Landgericht aufgefordert, sich wegen einer Anzeige der Gendarmerie zu verantworten, „heimliche Zusammenkünfte hinsichtlich der neuerlichen Glaubenssecte betreffend“. Der Brigadier zu Fuß Johann Müller hatte „gehorsamst gemeldet, daß zu Kirchenlamitz heimliche Zusammenkünfte in mehreren Häusern stattfinden. Desgleichen kommen im Pfarrhause in der Wohnung des Herrn Pfarrvicars Löhe dahier die männliche Jugend im Alter zu 14–18 Jahren öfters in der Woche nächtlicher Zeit zusammen, und ihr Treiben ist Beten und Singen.“ In einer ausführlichen Verteidigungsschrift behauptete Löhe sein Recht, die Schüler zum Unterricht in den christlichen Heilswahrheiten bei sich zu versammeln, und wies die Bezeichnung „Sekte“ scharf zurück. Nach drei Wochen kam die nächste königliche Aufforderung:

„Da vom Herrn Vicar Löhe angegeben, daß er zum Besten der Heidenmission einige Frauen und Sonntagsschülerinnen veranlaßt habe, zu spinnen und zu stricken, so soll noch nach einer Entschließung der königl. Regierung angezeigt werden, an wen die gefertigten Arbeiten abgeliefert worden sind, und wer die Sammlung der Beiträge für die Missionsanstalt und deren weitere Beförderung im Königreich besorgt und leitet. — Die Erklärung hierüber soll schleunigst eingesendet werden, wird daher bis morgen früh 9 Uhr erwartet.“

Auch hier antwortete Löhe klar und bestimmt. Privatunterstützung auswärtiger Anstalten könne ebensowenig

verboten sein wie Privatunterstützungen „z. B. zur Linderung auswärtigen Wasser- oder Feuerschadens“, wobei seine Bemühungen „übrigens in leicht zu findendem Zusammenhang im göttlichen Missionsgebot Matthäus 28, 19. 20 als Pflicht, also auch als Recht, enthalten“ seien.

Unerwartetermaßen hatten auch die kirchlichen Behörden wieder eingegriffen, um den wegen seines „pietistischen Treibens“ angezeigten Privatvikar Löhe durch einen „andern, in seinen theologischen Ansichten gemäßigten Kandidaten binnen Monatsfrist“ zu ersetzen. Aus dem noch vorhandenen Protokoll der mehrstündigen Verhandlung, in der von seiten des Dekans dem Vikar Löhe seine „Vergehen“ mitgeteilt wurden, sei hier wenigstens Löhes Antwort auf die erste Anklage, „er stehe in einem weiten Umkreis im Rufe eines ausschweifenden und schädlichen Mysticismus und eines übertriebenen Eifers“ und erlaube sich Schritte, „welche in die häusliche und bürgerliche Ordnung störend eingreifen, einen nachteiligen religiösen Separatismus erzeugen und das tätige Christentum in eine tote, kraft- und lebenslose Gefühlsreligion verwandeln“, abgedruckt. Löhe erwiderte hierauf:

„Wenn man unter Mysticismus so viel versteht als ein Festhalten an den Symbolen (= Bekenntnisschriften) der lutherischen Kirche, so bekenne ich allerdings, daß ich ein Mystiker bin; daß ich aber dadurch in die häusliche und bürgerliche Ordnung störend eingreife und einen religiösen Separatismus, d. h. nach meinem Sinn eine Lossagung von der kirchlichen Lehre und dem kirchlichen Gottesdienst, erzeuge und das tätige Christentum in eine kraft- und lebenslose Gefühlsreligion verwandle, ist mir nicht bewußt; solche Anklagen müßten näher bewiesen werden.“

Damit endet Löhes Wirksamkeit in Kirchenlamitz nach zweieinhalb Jahren. Er hat sie selbst die Hochzeit seines Lebens genannt. Wegen „Verbreitung des Pietismus“ war er aus der Gemeinde vertrieben worden, in der er gegen den Rationalismus und als Zeuge eines neu erwachten Luthertums die Wahrheit verkündigt hatte. Alle Eingaben der Gemeinde, des Magistrats und seiner Freunde halfen

nichts. Aber die Spuren seines gesegneten Wirkens waren nicht auszutilgen. Auch das Oberkonsistorium in München ahnte etwas davon. Er wurde zur persönlichen Rechenschaft dorthin befohlen und erhielt bald darauf die ehrenvolle Berufung als Verweser der zweiten Pfarrstelle bei *St. Ägidien in Nürnberg*.

Am 15. Juni 1834 trat er dort sein neues Amt an. Bezzel nennt diesen Nürnberger Aufenthalt wohl „den Höhepunkt in der reichlich bemessenen Wartezeit von sieben mageren Jahren“. Was der noch nicht Dreißigjährige literarisch, vor allem aber als Prediger, Katechet und Seelsorger hier wirkte, ließ viele aufhorchen. Sonntagmorgen um 6 Uhr hielt er in einer Kapelle von *St. Ägidien* Bibelstunden, die von vielen besucht wurden. Ein Zeitgenosse beschreibt sie: „Es war ein herzbewegender Anblick, Männer wie Bürgermeister Merkel und Rektor Roth in diesen Bibelstunden den Worten des jungen Verwesers lauschen zu sehen.“

„Daß er in beständiger, angespannter Tätigkeit war, weiß ich“ — sagt einer seiner Freunde aus damaliger Zeit — „aber ebenso auch, daß sie nie die Art einer hastigen Geschäftigkeit hatte, sondern stets eine wohlgeordnete und bei allem Eifer gelassene war, wie er sich denn auch mehr aufsuchen ließ als aufsuchte und niemals sich aufdrängte. Hatte er aber den ganzen Tag gearbeitet, so war er dann doch noch bereit, am Abend für einen Freundeskreis Bibelstunden zu halten.“ Die größte Kraft ging auch in Nürnberg von seinen Predigten aus. Nach dem Urteil des Rektors Roth haben sie auf die übrigen Nürnberger Prediger wie „elektrisierend“ gewirkt, so daß auch sie anders predigten als sonst. Daß der Widerspruch und auch Beschwerden nicht ausblieben, etwa über den Predigtatz: „Ihr Mütter führt eure Töchter im Hurenschmuck auf den Ball“, verwundert nicht. Aber im Gegensatz zu Kirchenlamitz fand er hier die Unterstützung seiner Vorgesetzten.

Welchen Eindruck Löhes Auftreten und Leben auf einen

großen Kreis der Nürnberger Gemeinde machte, bezeugt Professor von Scheurl:

„Das jugendliche Alter, in dem er stand, machte sich nur in der Frische, der Lebhaftigkeit und Leichtigkeit, womit er jede Berufsaufgabe bewältigte, und in der Bescheidenheit bemerkbar, womit er Älteren und Höherstehenden gegenübertrat: die Reife, die Sicherheit, Ruhe und Besonnenheit, der Ernst und die Würde seines ganzen Wesens und Auftretens ließ ihn wie einen gestandenen Mann erscheinen. Ohne daß ihm feine, gefällige Formen oder besondere Gewandtheit des Umgangs eigen gewesen wären, war doch die edle Zartheit und Schicklichkeit seines Benehmens, seine auch im Gespräch hervortretende Redegabe, seine Gemühtiefe, die sich wohl auch mit trefflichem Humor verbunden zeigen konnte, gewinnend und anziehend genug. Aber was alles andere überragte und beherrschte, und worin das eigentliche Geheimnis seiner so mächtigen und ausgebreiteten Wirksamkeit schon in jener frühen Zeit lag, das war sein beständiges Leben in Gott, seine Versenkung in die Ewigkeit, die Festigkeit und Stärke seines christlichen Glaubens, durch den er bereits damals zu dem vollen Frieden der Rechtfertigung durchgedrungen war, und in dem er auf dem Wege der Heiligung gewissen Tretes ohne Wanken und Schwanken einherschritt. Man konnte es an ihm leibhaftig sehen, was der Apostel damit sagen will, wenn er schreibt: ‚Ich bin mit Christo gekreuzigt; ich lebe aber, doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir; denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben des Sohnes Gottes.‘ Er hatte schon jetzt vollständig mit der Welt gebrochen, mit aller Entschiedenheit jedem Anspruch auf weltliche Lust und Ehre entsagt; nur dem Herrn und den Brüdern mit seinen Gaben dienen zu können, war sein Verlangen; ich glaube nicht, daß es ihm Mühe kostete, Versuchungen, sich damit Ruhm oder irgendwelchen zeitlichen Gewinn zu verschaffen, Widerstand zu leisten, so nahe ihm dies damals gelegen hätte; ich glaube nicht einmal, daß er sich dazu auch nur versucht fühlte. Es ist mir unvergeßlich, daß Löhne in jener Zeit einmal gegen mich vertraulich eine Art von Grauen zu erkennen gab vor der zu großen Gewalt, welche er durch seine Persönlichkeit auf andere gegen seine Absicht auszuüben scheine, und beifügte, er gebe sich alle Mühe, es abzuwenden . . . Es gehörte übrigens wohl auch schon zu seiner Naturanlage eine in unseren Tagen höchst seltene Objektivität; vielleicht beruhte darauf nicht zum wenigsten die ungewöhnliche Energie seiner ganzen Persönlichkeit.“

In die Nürnberger Zeit fällt auch Löhes erste Begegnung mit seiner späteren Lebensgefährtin *Helene Andreae*.

„Als ich in meinem Hauspelz einmal die Stiege zu Helferichs hinaufstieg, sah ich ein schon ziemlich lang gewachsenes Mädchen, das aber in den Gesichtszügen noch etwas sehr Kindliches, obschon auch etwas Bestimmtes hatte, neben Caroline unter einer Kammertür stehen. Sie sah mich neugierig und lächelnd an. Das war *sie*.“ Auf Bitten ihrer Mutter gab Löhe dem Mädchen Andreae, das aus Frankfurt stammte und sich länger in Nürnberg aufhalten mußte, den in Frankfurt schon begonnenen Konfirmandenunterricht weiter, täglich eine Stunde. Löhe schreibt nach dem Tod seiner geliebten Frau an seine Kinder von jenen Tagen: „Eure Mutter wußte damals nicht viel, aber Gott gebe euch allen den Fleiß, Eifer und Segen, welchen eure Mutter hatte, wenn ihr zum Konfirmandenunterricht kommt! Sie wurde eine einfältige Jüngerin des Herrn, welche alle seine Gebote mit Begier ergriff und in ihrem Herzen bewegte.“

Freilich, konfirmieren konnte Löhe die kleine Helene in Nürnberg nicht mehr, wohl aber in *Behringersdorf*, wohin er am 1. April 1835 für ein Vierteljahr versetzt wurde. Nach wie vor wohnte er in Nürnberg und fuhr zum Dienst in das nahe Dörfchen hinaus, oft umgeben von einer zahlreichen Gemeinde aus der Stadt, die Löhe als Prediger nicht missen wollte. Dort wurde die Schülerin Helene am 8. Juni durch Löhe konfirmiert. „Es tat mir weh, daß ich nun aufhören sollte, ihr Lehrer zu sein. Ich habe nie eine solche Schülerin gehabt.“

Im August schloß sich das Anstellungsexamen an, das die bayerischen Pfarrer fünf Jahre nach ihrer Aufnahmeprüfung abzulegen hatten. Die Vorbereitung nebenher hat manchen Seufzer in Löhes Tagebuch veranlaßt. Trotzdem arbeitete er auch in dieser Zeit am Entwurf einer seiner Schriften, des Kommunionbüchleins, und las viel in Hamanns Werken. In dem für die Zulassung zum Examen erforderlichen Lebenslauf finden sich die Sätze:

„Ich habe mein Leben und die wenige Kraft dem praktischen Amte gewidmet, wie geschrieben ist: ‚Eins bitte ich vom Herrn,

das hätte ich gern: daß ich bleiben möge im Hause des Herrn mein Leben lang, zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn und seinen Tempel zu besuchen!' (Ps. 27, 4.) – Bei diesem vorherrschend praktischen Streben habe ich nicht versäumt, zu studieren. Allein teils mein Ungeschick, teils mein schwaches Gedächtnis hat mich zur Gelehrsamkeit untüchtig gemacht. Nach dem Preise der Gelehrsamkeit zu trachten, hat mir mein Amt verwehrt. Mein Gemüt hat sich darein gefunden, ich gehe dem Examen mit der stillen Hoffnung entgegen, der Herr werde mir insoweit die Zufriedenheit meiner Oberen schenken, als nötig ist, das geistliche Amt, sei es auf dem Lande oder sei es in der Stadt, zu führen.“

Löhe, nach dem Urteil seiner Prüfer ein „ungeschliffener Edelstein“, bestand das Examen glänzend mit der Note „Sehr gut, dem Vorzüglich nahe“. In die Stadt kam er trotzdem nicht. „Seine Heiligen rangiert Gott, nicht wir“, sagt Oetinger einmal von Bengel. Und Bezzel fügt die Sätze daran: „Gott hat Löhe eigenartig geführt. Er sehnte sich nach der Arbeit in der Stadt . . . , Präsident Roth dachte für ihn an eine Repetentenstelle in Erlangen. Außer einer kurzen Amtszeit in Nürnberg (1834/35) hat Löhe nie in einer Stadt dienen dürfen, vielmehr auf acht ländlichen Stellen Geist und Kraft aufbrauchen müssen, wahrlich nicht zum Schaden der Kirche, in deren Eigenart und Not er sich einlebte und einlitt. Es ist müßig, Betrachtungen darüber anzustellen, was Löhe auf dem Lehrstuhle, als Prediger in der Großstadt geleistet hätte. Als schlichter Dorfpfarrer hat er praktische Theologie für Tausende gelesen, als gottgesegneter Prediger gelehrt und Vorbild gegeben, und das einsame Dorf fernab der Heerstraße ist durch ihn zur vielbesuchten Stätte geworden.“

Doch bevor wir uns nun Löhes Wirken in Neuen-dettelsau zuwenden, müssen wenigstens noch drei Stationen im Vorübergehen betrachtet werden: Altdorf, Bertholdsdorf und Merkendorf. Auf das Examen folgten sieben Monate Pfarrdienst in *Altdorf*, dem ehemaligen nürnbergischen Universitätsort. In einem seiner ersten Briefe von dort schreibt er: „Daß ich einen Beichtstuhl habe, versteht sich.“ Den Haushalt führt er selbst, zu-

nächst ohne weibliche Hilfe. Einige Knaben von Kirchenlamitz, die er in sein Haus aufgenommen hatte, um sie für das Lehrerseminar in Altdorf nebenbei vorzubereiten, fungierten als Haus- und Küchenpersonal.

„Ich muß freilich auf viel Kleinigkeiten merken – und ich tue es auch mit solchem Ernst, daß einer meiner Bedienten schon mehr als einmal geweint hat; er hat mir's aber immer wieder gedankt. Ich wünschte der Kleinigkeiten überhoben zu sein; weil's aber nicht sein kann, bin ich dennoch fröhlich und stärke auf diese Weise mein Gedächtnis. – Ich esse nicht allein, sondern mein Haus mit mir und was ich. Ich bin ja ein christlicher Hausvater.“

Die geistliche Pflege der Altdorfer Lehrerseminaristen, die Nähe Nürnbergs und Erlangens und manche freundschaftlichen Verbindungen von dorthier bereicherten die Altdorfer Zeit.

Ein halbes Jahr als Pfarrverweser von *Bertholdsdorf* folgte. Hier und in Merkendorf hatte er seine Mutter bei sich, die ihm den Haushalt führte. Die beiden verstanden sich ausgezeichnet. Nur an einem Punkt ging der Sohn nach dem Urteil seiner Mutter zu weit: in der beinahe grenzenlosen Gastfreiheit. „Man kann sich ihre Verlegenheit denken, wenn sie trotz der immerhin mangelhaften Einrichtungen, wie sie eben ein Verweser besitzt, während der Pfingstfeiertage dreißig Personen zu beherbergen hatte.“

Die Taufe eines jüdischen Proselyten und die seelsorgerliche Betreuung (und Heilung) eines Besessenen waren besondere Aufgaben während der Bertholdsdorfer Zeit. Im übrigen klagt Löhe über den sittlichen Zustand der Gemeinde und ihre Unempfänglichkeit für Gottes Wort. So geht er am 1. November 1836 ganz gern als Verweser in das nur drei Stunden entfernte Städtchen *Merkendorf*. „Nicht wahr, ich bringe es hoch“, schreibt er an einen Freund, „ich wandere auf meine zwölfte Stelle, will sehen, ob es mit einem Dutzend genug ist, ob ich von Merkendorf einen Ort finde, wo ich bleiben, anhaltend und nach-

drücklich unter Gottes Segen lehren kann. Vielleicht, vielleicht auch nicht.“

Gott ließ ihn von Merkendorf aus diesen Ort finden. Schon nach fünf Monaten sollte sein Wanderleben endlich beendet sein. Das nahe gelegene Neuendettelsau wurde ihm als erste und einzige Pfarrei seines Lebens verliehen.

Der Pfarrer von Neuendettelsau

Wie es zur Berufung nach Neuendettelsau gekommen war, über die man das Herrenwort setzen könnte: „Ein anderer wird dich gürteln und führen, wohin du nicht willst“, beschreibt Löhe selbst:

„Da ich in Bertholdsdorf Verweser war, machten mir einst einige Leute von Neuendettelsau den Vorschlag, beim etwaigen Abgang ihres Pfarrers an seine Stelle zu treten. Ich wußte nichts von Neuendettelsau, erkundigte mich jedoch, wenn auch gar nicht über das Einkommen der Pfarrstelle, das mir bis zu meinem Aufzug unbekannt blieb, doch um die übrigen Verhältnisse, und gab endlich zur Antwort, daß ja die Männer, die mit mir sprachen, keinen Auftrag hätten, mit mir zu sprechen. Acht Tage darauf kamen aber dieselben Männer mit den Ortsvorstehern der Pfarrei. Sie alle wiederholten den Vorschlag. Wenn ich einwilligte, wollten sie seiner Zeit bei dem Patron, Herrn v. Eyb, gern einen Fußfall tun. Ich war mit vielen edlen Freunden bekannt geworden, die mich ungern auf dem Lande sahen; ich selbst wäre je und je lieber Pfarrer in einer Stadt gewesen; ich hoffte, eine Stelle nach Wunsch zu erhalten. Doch wollte ich die gute Meinung der Neuendettelsauer nicht zurückstoßen und gab deshalb die Antwort: ‚Wenn ich zur Zeit, da Eure Pfarrei vacant wird, noch keine andere Stelle habe, so will ich mich um die Stelle bewerben.‘

Ich wurde im Spätherbst Verweser in Merkendorf... Ich hatte noch keine Stelle, so mußte ich also meine Hand nach Neuendettelsau ausstrecken... Und siehe, zu meinem fast unwilligen Erstaunen sagte mir Herr v. Eyb die Stelle zu. Man gratulierte mir allenthalben zu der guten Anfangsstelle. Ich wußte nichts von ihrer Güte – und wunderte mich, Landpfarrer zu sein. Auch meine Freunde, die mich lieber in einer Stadt gewußt hätten, wunderten sich über Gottes Wege.“

Bevor Löhe auf seine erste Pfarrei aufzog, dachte er

ans *Heiraten*. „Meine jüngere Schwester hatte einen richtigen Blick in mein Gemüt getan, sie riet mir Helene Andreae, welche damals ihr achtzehntes Jahr verlebte. Auch meine übrigen Verwandten waren derselben Meinung, meine liebe Mutter voran.“ So hielt Löhe um die Hand seiner ehemaligen Konfirmandin an. Der Schwiegervater erkundigte sich erst nach den Vermögensumständen und hielt einen Familienrat. Dabei riet eine Tante, „Helene dem Pfarrer nicht zu versagen, da sie bei ihren Grundsätzen schwerlich einen andern Mann bekommen würde“. Löhe bekam das Ja seiner Braut in einem der schönsten Brautbriefe, die es wohl gibt. Sie schrieb dem 29jährigen Bräutigam u. a.:

„Sie haben mich den Herrn lieben lernen. Der Herr, vor dessen Angesicht ich diesen Brief schreibe, weiß, daß ich Sie mehr liebe als alle andern Männer, und ich freue mich sehr, Ihre Helene zu werden. Ich bin freudig, mit Ihnen einem Gott zu dienen, unter einem Volke zu leben; ich kann Ihnen sagen: ‚Dein Gott sei mein Gott, dein Volk sei mein Volk; wo du hingehst, da gehe ich auch hin; wo du bleibst, da bleibe ich auch; ich will mit dir dein Tränenbrot essen, und deine guten Tage sollen meine Freude sein.‘ Der Herr hat solche Liebe in mein Herz gegeben, auch Lust und Liebe zum Beruf einer Pfarrfrau, einer Landpfarrerin; der Herr gebe mir, seinem schwachen Werkzeuge, auch Kraft und Stärke, daß ich Ihnen eine wahre Gehilfin werde, daß ich meinem Gott und Ihnen Ehre und keine Schande mache! Ja, das Neuendettelsauer Pfarrhaus möge unter Gottes Hilfe und Segen eine Hütte Gottes unter der Gemeinde werden!“

Die Verlobungszeit währte nur ein Vierteljahr. Löhe hatte sie mit dem Gebet begonnen: „Gott wolle meine Seele vor Bräutigamsleidenschaft bewahren und mir Helene gegenüber ein reines, stilles Herz schenken“. Am 25. Juli 1837 fand die Trauung in der St. Katharinenkirche zu Frankfurt a. M. statt. Am 1. August zogen die jungen Pfarrersleute in Neuendettelsau ein.

Bald blühte ein reges Leben in der Gemeinde, zu dem auch sein unmittelbarer Amtsvorgänger, Pfarrer Tretzel, schon beigetragen hatte. Wenige Monate nach seinem Amtsantritt berichtet Löhe einem Freund darüber:

„Wir sind recht fröhlich und munter einen Tag um den andern, und in der fröhlichen Arbeit flieht die Zeit schnell dahin, und die selige Ewigkeit kommt heran. Mein Haus besteht gegenwärtig aus mir, dem Haupte, Helenen, als dem Herzen, und aus drei Mägden. Denn da ich den Müttern, die der Kinder wegen nicht in die Kirche kommen können, das Hindernis wegschaffen wollte, so habe ich zwei Bauernmädchen gemietet, die Kinder während der Gottesdienste in einem unteren Zimmer meines Hauses zu warten. Das ist der Anfang einer Kleinkinderschule. Zehn Kinder kommen nun bereits alle Nachmittage. Da ist mein Haus lebendig. Im Sommer soll's noch besser werden, wenn die Leute aufs Feld gehen. — Mit dem Gesang geht's auch ziemlich. Am Sonntag abends kommen gegen 60 Mädchen zum Gesang. Dazwischen erzähle ich aus Zinzendorfs liebeichem Leben. Am Mittwoch kommen auch an 30, am Sonnabend an 20 Personen jeglichen Alters. Ich habe an den Sonntagabenden schon zweimal in der Kirche Liederhomilien halten können. Nächsten Sonntag kommt die dritte. — Außerdem halte ich *Erbauungsstunden*, montags mit dem Abendläuten im Pfarrhause den 1. Korintherbrief für Männer, am Dienstag Beispiele heiliger Frauen für die Weiber (gegenwärtig die Mutter Gottes), am Donnerstag den Galaterbrief für die Jünglinge, am Freitag für die Mädchen die Heilsordnung. Arbeit genug!“

Als dann die Ortspolizei die abendlichen Erbauungsstunden verbot, sorgte Löhe für desto reichlichere öffentliche Verkündigung des Worts. Denn er erkannte die Gefahr eines methodistischen Pietismus, „wenn man das Außerordentliche zum Ordentlichen machen will, wenn man verkennt, daß Predigt, Katechese und Liturgie, Gottes Wort und Sakrament das Beste in der Seelsorge tun“. Diese Sätze aus seinem 1853/57 erschienenen „Evangelischen Geistlichen“ gehören zu Löhes pastoralen Grundkenntnissen. — Auch von katholischer Seite wurde Löhe der Anfang in Neuendettelsau nicht leicht gemacht. Sie klagten beim Landgericht: der Pfarrer Löhe hätte in der Reformationsfestpredigt gesagt, die Neuendettelsauer wären dümmer als die Katholiken. „Darauf werde ich wohl in der Verantwortung sagen: ich habe geirrt, die Katholiken sind dümmer. — Ich will dies Mal, will's Gott, meine Haut teuer verkaufen. Von meinem Amtsknecht

will ich mir doch nicht meine reine Lehre stopfen lassen; denn von der handelt es sich.“

Nach und nach suchte Löhe seine Gemeinde an den *Reichtum des evangelischen Gottesdienstes* heranzuführen. Wie er bei der Wiedereinführung der in der rationalistischen Zeit verlorengegangenen liturgischen Formen zu Wege ging, beschreibt er selbst:

„Meine ganze Gemeinde betet mit mir in den Christenlehren den Katechismus, am Mittwoch das Te Deum, am Freitag die Litanei. Ich habe diese und ähnliche Dinge zuerst ganz einfach eingeübt, dann mit ihr dieselben in der Kirche gebetet und dann die Gemeinde zur Teilnahme ermuntert, die nach und nach und immer mehr erfolgte. Auf das Verlangen der Gemeinden darf man meines Erachtens in dergleichen Dingen nicht warten. Verlangen setzt Kenntnis voraus – und diese ist ja nicht da. Eben durch die Übung wirkt man erst das Verlangen. Lippenwerk wird es bei etlichen immer sein; aber davor fürchte ich mich in dergleichen Dingen nicht, da ich ja auch meine Kinder viele Dinge auswendig lernen lasse, deren Kraft und Tugend sie nicht sogleich erfahren. Es liegt im Äußeren etwas Pädagogisches, was die Kirche, die nicht bloß eine Sammlung von Gewordenen, sondern auch von Werdenden ist, nie anders als zu ihrem Schaden verschmäht hat. Wenn alles, was man in der Kirche singt und betet, nur dann geschehen sollte, wenn es Ausdruck vorhandenen inwendigen Lebens ist, so wird wohl tiefe Stille eintreten müssen. – Als ich anfang, Te Deum zu beten, war es ziemlich unerquicklich; jetzt ist's nicht mehr Lippenwerk allein: ich freue mich immer auf den Mittwoch. Noch mehr war es bei der alternierenden Litanei der Fall; dennoch bete ich sie nun bereits mit der großen Gemeinde im Sonntagshauptgottesdienste. – Ich erkenne immer mehr, daß liturgische Einrichtungen erst dann ihre volle Wirkung äußern, wenn sie nicht mehr neu sind. Die Neuheit stört, die Gewohnheit fördert.

So wie ich von der Teilnahme der Gemeinde an der Liturgie Segen erfahre, so erfahre ich von selbsttätiger Teilnahme auch in anderen Stücken Segen. Ich frage in den Christenlehren auch die Alten. Es wollte anfangs nicht gehen; aber die Aufmerksamkeit wurde gemehrt, das war die erste Frucht. Jetzt ist es schon weiter, wenn auch noch nicht da, wo ich's wünsche.“

Im Jahre 1853 wurde der volle lutherische Hauptgottesdienst mit den beiden Gipfeln Predigt und Abendmahl erstmals in der Kirche in Neuendettelsau gefeiert. Weil die Gemeinde darauf mit Geduld vorbereitet war, ging

sie gern mit. Es gab nur vereinzelt Widerspruch, so etwa von einem älteren Mann, der sich weigerte, auf das Gebet des Pfarrers am Altar mit der Gemeinde das „Amen“ zu sprechen; denn „er brauche nicht des Pfarrers Arbeit zu tun“. Löhe bewies daraufhin in einer der nächsten Predigten aus 1. Kor. 14, 16, daß das „Amen“ zur Pflicht der Gemeinde gehöre, wenn sie sich das Gebet des Pfarrers zu eigen machen wolle. Auch das Knien bei der Konsekration fand zunächst nicht allgemeine Zustimmung. Das änderte sich allerdings schlagartig, als Löhe eine Abkündigung, in der er das Knien als gute kirchliche Sitte empfahl, mit folgendem Satz abschloß: „Den Flegeln aber ist es erlaubt, stehenzubleiben.“ Die Frucht dieser liturgischen Bemühungen um den rechten Gottesdienst war Löhes 1844 in 1. Auflage erschienene „Agende für christliche Gemeinden des lutherischen Bekenntnisses“. Etwa 200 ältere Kirchenordnungen und Agenden hat er zu diesem Zweck durchforscht und das Beste daraus zu einem neuen Ganzen vereinigt. Auch darauf meldete sich mancher Widerspruch. Aus nächster Nähe Löhes ließ ein evangelischer Pfarrer eine Kampfschrift erscheinen: „Gefahr für die evangelische Kirche! Oder: Die Liturgie in der Agende von Wilhelm Löhe.“ Löhe wurde hier verklagt, römische Irrtümer in den evangelischen Gottesdienst einschmuggeln zu wollen. Einige Opponenten aus der Neuendettelsauer Gemeinde nahmen diese Schrift zum Anlaß einer Klage gegen Löhe beim Konsistorium, das sich allerdings hinter Löhe stellte. Nach Jahren bekannte der Verfasser jenes polemischen Büchleins Löhe gegenüber seinen Irrtum: „es sei ihm wie Schuppen von den Augen gefallen, ein Traum habe ihn belehrt.“ Er wurde und blieb Löhes Freund.

Zu seinen wichtigsten Aufgaben zählte Löhe das *Hören der Beichte*. Rückschauend sagt er in der 1864 verfaßten Pfarrbeschreibung darüber:

„Die erste Zeit der Amtsführung des gegenwärtigen Pfarrers war wie die sechs Monate vorher, da Wilhelm Tretzel die Pfarr-

verwesung führte, eine Zeit der Erweckung. Diese Zeit aber würde spurlos vorübergegangen sein, wie alle Erweckungszeiten, wenn auf sie nicht die Zeit der pastoralen Führung einzelner Gemüter durch den richtigen Gebrauch der Beichte gefolgt wäre. Hier in der tiefen Stille der Beichte und Absolution wird alles vorhandene Leben bis zur Stunde gepflegt und manch neues entzündet. Der Anbruch dieser Segenszeit gehört ins Jahr 1843.“

Dieses Jahr 1843 war für Löhe aber zugleich *härteste Prüfungszeit*: Gott nahm ihm seine geliebte Frau nach nur sechsjähriger Ehe. Sie hatte ihm vier Kinder geboren, darunter drei Söhne. Als Frau und Mutter, als treue Gefährtin im Amt, die ihn an die Krankenbetten begleitete und ihm bei der Betreuung der Jugend half („Es war vor allem die brennende Liebe der Sängerin zum Herrn, die diese Stimme so eindringlich machte“), als „seine Bäuerin“ auf dem Pfarrhof und als Gehilfin der Freude in allen Lebenslagen war sie ihm unersetzlich. Er hat das tiefe Weh über ihr frühes Sterben nie mehr losbekommen. Jährlich beging er ihren Todestag am 24. November (sie war nur 24 Jahre alt geworden!) in ernster Weise: die Sterbestube war weiß verhängt, auf dem geschmückten Hausaltar brannten den ganzen Tag über die Kerzen. Sein ständiges Gebet war auf das eine Ziel gestimmt: „Der Herr vereinige mich und meine Kinder mit ihr vor seinem Throne ewiglich!“ Im „Lebenslauf einer heiligen Magd Gottes“ hat Löhe seiner Lebensgefährtin ein bleibendes Denkmal gesetzt. Den im Blick auf die vier kleinen Kinder naheliegenden Gedanken an eine zweite Ehe lehnte er ab. Ein ergreifender Tagebucheintrag aus dem Jahr 1844 handelt davon: „Ich habe nach dem Frühstück mein Haushaltungsbuch eingerichtet und hernach bitterlich geweint. Ach, die süße Gewohnheit des Lebens mit ihr! — Ich erklärte H., wie selig meine Ehe mit Helene gewesen, wie unnachahmlich sie sich benommen, wie durchaus unersetzlich mein Verlust, von wie ganz anderen Gesichtspunkten eine zweite Ehe für mich ausgehen müßte, daß ich

keine weiter wünschen möchte.“ Und drei Jahre später findet sich der Eintrag:

„Wenn ich hin und her geredet oder gedacht habe, so bleibt mir immer Helene meine größte Freude. Ich habe im Leben nie Glück gehabt, als da ich Helene fand. Seitdem ist's ein tägliches Sterben, wovon ich lebe.“

Löhes Biograph Deinzer hat dieser seltenen Frau, die das städtische Leben der angesehenen Frankfurter Patri-
zierstochter fröhlich mit dem oft schweren Beruf der Land-
pfarrfrau vertauschte, ein in seiner Schlichtheit beein-
druckendes Zeugnis ausgestellt:

„Von einer alten Landfrau lernte sie am Rad, von einer Pfarrersfrau an der Spindel spinnen. Ein Bäcker lehrte sie Seifensieden. Von den Bauersfrauen lernte sie Brotbacken. Von jedem lernte sie, was sie von ihm lernen konnte. Still tat sie ihre Arbeit, alles ordnete sie – und man merkte nichts.“

Der Kampf um die Kirche

Das innere Ringen, um den Verlust der geliebten Frau zu überwinden, ging parallel mit vielen äußeren Kämpfen. Sicher war schon bisher Löhes Amtsleben nicht unangefochten geblieben, und schon als Verweser von Bertholdsdorf hatte ihn die vom Gewissen diktierte Verweigerung der Wiedertrauung eines Geschiedenen in einen ernststen Konflikt mit seiner Kirche gebracht. Aber der eigentliche Kampf begann mit dem *Jahr 1848*.

Nicht als ob Löhe für die Fragen der Nation taub gewesen wäre! Aber über dem irdischen Glück des Volkes stand ihm das ewige Heil. Als ihm daher ein Freund schrieb: „Jetzt muß man Vaterland predigen“, antwortete er sehr nüchtern: „Buße wollen wir predigen dem Pöbelvolk.“ Daß er darüber einsamer wurde, weil manche sich von ihm abwandten, ertrug er gelassen.

Am 27. und 28. März 1848 fand auf seine Veranlassung hin in seinem Pfarrhause eine Pastoralkonferenz statt, in der folgende Hauptfragen besprochen wurden:

1. Was ist das Verhältnis der Kirche zu den gegenwärtigen politischen Bewegungen, und wie hat sich ein Pfarrer in bezug auf sie zu verhalten.?
2. Welche möglichen Wendungen der kirchlichen Verhältnisse hat ein Pfarrer bei den gegenwärtigen politischen Bewegungen vorläufig ins Auge zu fassen?

Löhe hielt das Referat und leitete die Aussprache. Seine schriftlich aufgezeichneten „Überlegungen im Frühjahr 1848“ geben die Grundlagen seines kirchlichen Programms wieder. Die öffentliche Meinung rief auch nach einer vereinheitlichenden Neugestaltung der Kirche. Nationale Revolutionen pflegen das meist zu tun. Löhe vertrat die Ansicht: eine Erneuerung der Kirche kann nur auf dem Grund der Schrift und der Bekenntnisse und nur Hand in Hand mit einer ernsteren Kirchenzucht erfolgen. „Die auf dieser gedoppelten Grundlage sich neu bildenden Gemeinden vereinigen sich zu einer Synode, die zur Führung ihrer laufenden Geschäfte einen . . . Präses ernennt. Die so gebildete Synode sucht sofort mit andern auf gleicher Grundlage stehenden Kirchenkörpern, wie z. B. der preußisch separierten Kirche, Fühlung zu gewinnen und die Kirchengemeinschaft herzustellen. Nach innen sucht sie den Gedanken der Diakonie und womöglich auch das Amt der Diakonie wiederzuerwecken und nimmt gleichzeitig bei der unvermeidlich werdenden Trennung von Schule und Kirche auf Errichtung von Kirchenschulen und in kirchlichem Geist geleiteter Privatschulen Bedacht.“ Die Unterschrift unter eine Einladung zu einer freien Versammlung von Gliedern der evangelischen Kirche Deutschlands in Wittenberg zum Zweck der Gründung eines evangelischen Kirchenbundes lehnte er „nicht ohne tiefen Schmerz über unsere zerrissenen kirchlichen Zustände“ ab.

Was war das Anliegen Löhes? Er wollte nicht, daß auf dem Umweg über einen solchen „Zusammenschluß“ doch eine unwahre Union entstünde. „Es steht kaum in der Macht einer solchen Konföderation, nicht zu unieren; es nicht zu wollen, kann vielleicht keiner, der sich auf den

Grund schaut, völlig aufrichtig versichern.“ Dabei war Löhe kein „sturer Konfessionalist“. Je mehr den Lutheranern der Vorwurf toter Orthodoxie gemacht wurde, desto dringender rief Löhe die besseren Glieder der Gemeinden zu einer innigeren „*Vereinigung für apostolisches Leben*“. Für sie verfaßte er einen eigenen Katechismus. Denn Erneuerung der Kirche ohne persönliche Zucht im Leben des Christen könne es nicht geben. Im Blick auf die andern Konfessionen reformatorischen Bekenntnisses schreibt Löhe einmal: „Gott weiß es, wie gerne ich auch ja sagte und mich mit vielen vereinigte; allein ich bin meine Einigkeit denen schuldig, mit welchen ich wirklich eins bin, und will ihrer keinen ärgern.“

Daß es ihm bei dieser „wirklichen Einheit“ vor allem um die bekenntnisgebundene Abendmahlsgemeinschaft ging, zeigte die erste bayerische Generalsynode von 1849, zu der Löhe eine Reihe von Anträgen eingereicht hatte. Darin bat er, der (katholische) König möchte auf seine kirchenleitende Funktion verzichten; ferner sollten die lutherischen Pfarrer angewiesen werden, keine reformierten Gemeindeglieder zum heiligen Abendmahl anzunehmen. Auch forderte Löhe das „Verbot der Spendung des heiligen Abendmahls an offenbar ungläubige, dem Bekenntnis beharrlich widerstrebende, in Lastern und groben Sünden lebende Gemeindeglieder, bevor sie den Unglauben und die Sünde erkannt und Zeichen der Reue gegeben hätten“.

Das magere Ergebnis dieser Generalsynode enttäuschte Löhe zutiefst und stellte ihm die Gewissensfrage, ob er nicht aus der Landeskirche austreten und sich einer lutherischen Freikirche anschließen müsse. „Es kann nichts Unwürdigeres geben als Ja und Nein am Altar, Spaltung über das Sakrament beim Sakrament. Hier ist der Hauptpunkt des ganzen Kampfes. Union am Altare ist Union über alle Union.“ Aus kirchlicher Verantwortung entschied sich Löhe schließlich, zunächst noch in der bayerischen Landeskirche zu bleiben und das ihm anvertraute

Pfund *hier* arbeiten zu lassen. Dieser Weg sei allerdings „der dornenvollere als der des einfachen Austritts“. Als der Präsident des bayerischen Oberkonsistoriums, ein rationalistischer Jurist, der bereits die Amtsentsetzung Löhes beantragt hatte, im September 1852 um Löhes willen durch den Oberhofprediger Harleß aus Dresden ersetzt wurde, trat eine Wendung zum Guten ein. Eine kirchliche Entwicklung im lutherischen Sinn bahnte sich an. Aber es war nur eine Kampfpause.

1856 kam ein neuer Sturm. Die Einführung eines neuen Gesangbuches und einige wichtige Erlasse der Kirchenleitung über die Privatbeichte („daß die in manchen Orten noch bestehende und gepflegte Einrichtung der Privatbeichte sorgfältig aufrechtzuerhalten und zu fördern sei“), über die „Wiederherstellung der Kirchengzucht“, sowie über „Normen zur Sicherstellung des geistlichen Amtes gegen ungebührliche Zumutungen“ („daß Lästerner und offenbare Verächter der Kirche als Taufpaten nicht angenommen, daß gefallenen Brautpaaren bei ihrer Trauung die auszeichnenden Ehren unbescholtener Brautpaare nicht zugestanden und daß beharrlichen Lästernern und offenbaren Verächtern der Kirche, wenn sie in Unbußfertigkeit versterben, bei dem Begräbnis die Ehre der Begleitung des Leichenzuges durch den Geistlichen und der kirchliche Segen versagt werden sollte“), entfesselten eine gewaltige Aufregung in der Öffentlichkeit. Eine von 7000 Unterschriften gedeckte Petition ging an den König ab. Vor allem in Nürnberg, Augsburg und München schlugen die Wogen hoch. Man witterte ein Attentat gegen die Gewissensfreiheit und den Versuch hierarchischer Knechtung des Volkes durch eine machthungrige Kirche. Der katholische König hatte mehr Verständnis für das, was einer Kirche an geistlicher Verantwortung aufgetragen war, als viele seiner „protestantischen“ Untertanen. Aber um des Friedens willen entschloß er sich zu einem vermittelnden Schritt, der nun Löhe andererseits veranlaßte, zusammen mit neun weiteren Pfarrern denjenigen Gemeinden in

Bayern die Abendmahlsgemeinschaft aufzukündigen, „welche sich an den kirchenfeindlichen Bewegungen des Jahres 1856 beteiligt hätten, ohne daß der Sturm der Feinde abgeschlagen und gegen dieselben christliche Zucht angewendet worden sei“. Zugleich bat er das Oberkonsistorium um Hilfe zum sakramentlichen Zusammenschluß mit Gleichgesinnten, um „so nach Gottes Wort und dem kirchlichen Bekenntnis zu leben“. Ein langer Briefwechsel mit Harleß über die von Löhe gewünschte und von der Kirchenleitung im allgemeinen abgelehnte Loslösung des Beichtverhältnisses vom Parochialverhältnis war notwendig, um Löhe zur Zurücknahme jener Eingabe zu bewegen. Sie erfolgte dann schließlich, nicht weil die Unterzeichner inzwischen anderen Sinnes geworden seien, sondern um dem Oberkonsistorium „unter den gegenwärtigen Umständen den vielleicht ohnehin nicht leichten Weg ihrerseits nicht noch zu erschweren“.

War bisher Löhe mit dem Kirchenregiment unter Harleß relativ gut ausgekommen, so ergaben sich ab 1858 *ernste Konflikte*, die sich bis zur Suspension Löhes 1860 steigerten. Löhe hatte auf Bitten einer im Diakonissenhaus verpflegten 70jährigen Kranken nach Jak. 5, 14 ff. „unter Assistenz einiger am Ort befindlicher geistlicher Gehilfen und mit Beiziehung der zuvor belehrten Kirchenvorsteher der Gemeinde und einiger weiblicher Zeugen“ die Krankenölung an ihr vollzogen. Das dabei benützte Formular war unter dem Titel „Der apostolische Krankenbesuch“ ohne Initiative Löhes in seinem Korrespondenzblatt abgedruckt worden. Dies rief die Kirchenleitung auf den Plan. Sie verlangte nicht nur Bericht, „zu welchem Zweck jenes Formular veröffentlicht worden sei“, sondern beauftragte das Dekanat, zu erforschen, „ob die gesamte Amtsführung des Pfarrers Löhe, namentlich auch soweit sie sich auf die Missions- und auf die Diakonissenanstalt beziehe, mit den in der evangelisch=lutherischen Landeskirche bestehenden Ordnungen übereinstimme“. Löhe, der in der fraglichen Veröffentlichung nur die Bekanntgabe

eines liturgischen Versuches gesehen hatte, „wie man nach reformatorischen Grundsätzen unter Benützung alter Muster die Stelle Jakobus 5 in Praxis setzen könnte, wenn man wollte“, war durch das Mißtrauen der Kirchenleitung sehr betroffen, zumal nun ein Argwohn den andern ablöste.

Schließlich führte Löhes Weigerung, einen als rohen Trunkenbold und Lästerer Gottes übelberüchtigten Ehebrecher, der geschieden war, bei noch bestehender Ehe mit einer Dirne zwei Kinder gezeugt hatte und nun eine dritte Frau heiraten wollte, wieder kirchlich zu trauen, zu seiner *Suspension* vom Pfarramt auf unbestimmte Zeit. Löhe nahm diese Strafmaßnahme sehr ernst. Aber seine Gemeinde hielt zu ihm und lehnte den eingesetzten Pfarrverweser ab. „Die Glocken läuteten zur Kirche; aber niemand kam, es war still im Dorfe, wie wenn die Glocke bloß zu dem Gebet in den Häusern erinnern sollte. Man hielt Hausgottesdienst; in der Kirche selbst war nur eine kleine Anzahl von Menschen, 30–40, bestehend aus etlichen Neugierigen und aus der Partei der Gottlosen, welche, den Bräutigam in der Mitte, sich nun auch einmal in der Kirche als Herrin fühlte.“ Zwei Monate lang kämpfte Löhe erneut mit sich, ob er aus der Landeskirche austreten sollte. Er machte es durch seine wiederholten Eingaben der Kirchenleitung nicht leicht, die *Suspension* aufzuheben. Als das Oberkonsistorium ihm auf seine Bitte, „daß ihm erklärt werde, ob denn nach ihrem Ermessen ein Mann von seinen Überzeugungen innerhalb der Landeskirche ferner wie bisher . . . amtieren könne“, eine einigermaßen befriedigende Antwort gegeben hatte, kehrte er am 17. September 1860 wieder in sein Amt zurück, „mit der Aussicht auf einen Leidenspfad, aber aus Liebe zu der Gemeinde, welcher er vom Herrn vorgesetzt sei“.

Damit sind nicht alle Kampfphasen, die Löhe um die rechte Gestalt seiner Kirche durchfochten hat, erschöpfend beschrieben. Aber überall ging es ihm — das mögen alle

bedenken, die an seinem kämpferischen Wesen Anstoß nehmen möchten – nicht um die Buchstaben der Bekenntnisse, sondern um die Reinheit einer mit dem Sakrament lebenden Kirche. Daß er während dieser Auseinandersetzungen die großen Werke der Äußeren und Inneren Mission aufbaute und z. B. im Diakonissenhaus das Modell seines Kirchenverständnisses und der innigen Vereinigung lutherischer Christen zum apostolischen Leben schuf, beweist am besten, daß Löhse nicht um des Streites willen stritt, sondern um auf dem rechten Grund Gemeinde des Herrn zu bauen. Von dieser Leidenschaft Löhses sollen nun die folgenden Abschnitte künden.

Der Mann der Kirche

Eine Gestalt wie die Löhse läßt sich von den verschiedensten Seiten her beschreiben und würdigen. Der sachkundige Liturg, der glänzende Organisator, der weltweite Deutsche, der begabte Pädagoge, der tieffromme Seelsorger, der vollmächtige Prediger – das alles war Löhse. Was aber war die alles zusammenhaltende Mitte dieser Persönlichkeit? „Große in der Nachfolge zersplittern sich nicht, so vielgeteilt ihr Leben auch ist“, sagt einmal Bezzel im Blick auf seinen großen Vorgänger. Die einigende Mitte war sein Ringen um Gestalt und Leben der rechtgläubigen Kirche. In ihr glaubte er trotz aller Menschlichkeit die göttliche Vollendung schon greifen zu können:

„Zu unserer vollkommenen Seligkeit gehört die Kirche, zu unserer vollkommenen Seligkeit ist sie auch gestiftet, wird sie auch erhalten und in immer reicherer Zahl zum ewigen Leben vollendet. Gemeinschaft ist Liebe, Liebe ohne Gemeinschaft ist ein Traum aus dem unmöglichen Reiche der Unmöglichkeit. Die Kirche ist die von Gott gestiftete ewige Gemeine und Gemeinschaft auserwählter Seelen untereinander und mit IHM. In ihr ist die gottwohlgefälligste Liebe, die jede andere Liebe verklärt. *Die Kirche ist der schönste Liebesgedanke des Herrn*, in welchem sich seine eigene Menschenliebe zu seinem Sohne mit enthültem Antlitz zeigt. Gottes schönste Herrlichkeit ist

Liebe – in der Kirche offenbart er Liebe über Liebe, offenbart sie allen Gliedern, den Lebenden, den Sterbenden, den Seligen – von nun an bis in Ewigkeit. In der Kirche singt und sagt man auch von dieser Herrlichkeit Gottes, die da Liebe heißt. In der Kirche ist darum nicht allein unsere Seligkeit, sondern auch Gottes vollkommener Preis; Gottes *Herrlichkeit*, Gottes Ehre, wie unsere Seligkeit vollendet sich also in der Kirche. Die Kirche ist *Vollendung* – hier wird alles erst, was es soll. Die Kirche ist *Vollendung* – und was ist *Vollendung* ohne sie?“

Die Geschichte der Kirche mitten in der Welt ist ein Pilgerzug durch die Zeiten, dem himmlischen Jerusalem entgegn. Jeder einzelne hat darin seinen Platz:

„Den Berg hinan, dem Gipfel zu, zur Stadt, die gebaut ist, daß in ihr die Stämme zusammenkommen sollen, wandelt ein unabsehbarer Zug noch mit dem Leibe bekleideter Menschen. Etliche sind dem Gipfel und den Toren der Stadt schon so nahe, daß sie bereits das Morgenrot der Ewigkeit bestrahlt, während andere noch weit unten am Fuße des Berges gehen, noch in irdisches Dunkel gehüllt sind, noch keinen Strahl der Ewigkeit auf der Stirne haben. Sie gehören aber alle doch schon zur Stadt auf dem Berge, zum himmlischen Jerusalem; denn *ihnen, den Lebendigen*, ruft der Apostel zu: *Ihr seid gekommen zum Berge Zion . . .* Sie haben auch schon ihren ‚Wandel, ihr Bürgerrecht, ihre Wohnung‘ drin. Der pilgernden Kirche ganzes Ziel ist *jenseits*, hier eilt sie davon, dort ist ihr Bleiben; *sie fühlt sich gleichen Loses* mit denen, die da überwunden haben, sie ist mit ihnen eine ewig verbundene Schar.“

Dabei hat Löhse einen weiten Blick für das unserem Verstand unfaßbar bleibende Wunder der Kirche. Gerade der strenge Lutheraner weiß, daß die Kirche nicht 1517, sondern am ersten Pfingsten begann: „Die Reformation ist Wiederherstellung der Lehre und des Gottesdienstes der ersten Kirche. Was wiederhergestellt wird, setzt voraus, daß es schon einmal dagewesen, aber verlorengegangen war. An der Stelle des Verlorengegangenen ist anderes gewesen. Was einmal verloren war und wiederhergestellt wurde, war und ist in der neuern Zeit teilweise abermals verloren gewesen und wiederhergestellt worden. Die Gemeinde regeneriert sich immer auch heute wieder – von innen heraus. Dies soll auch bei uns geschehen.“ Die immer neue Bewegung der Kirche zurück zu dem

einen Quell Christus, von dem sie allein wirklich leben kann, ist aber immer zugleich ein Drängen in die Weite, über alle Landes- und Konfessionsgrenzen hinweg:

„Die Kirche des Neuen Testaments, nicht mehr eine Landeskirche, sondern eine Kirche aller Völker, eine Kirche, die ihre Kinder in allen Landen hat und in allen Landen sammelt, die eine Herde des einen Hirten, aus mancherlei Stamm zusammengeführt (Joh. 10, 16), die *allgemeine*, die *wahrhaft katholische* Kirche, die alle Zeiten durchströmt und aus allen Völkern Zufluß hat – sie ist der große Gedanke, der noch in der Erfüllung ist, das Werk Gottes in der letzten Stunde der Welt, der Lieblingsgedanke aller Heiligen im Leben und im Sterben, für den sie lebten und leben, starben und sterben – der Gedanke, welcher die Mission durchdringen muß, oder sie weiß nicht, was sie ist und was sie soll. Denn die Mission ist nichts als die eine Kirche Gottes in ihrer Bewegung – die Verwirklichung einer allgemeinen, katholischen Kirche. Wohin die Mission dringt, da stürzen die Zäune nieder, die Völker von Völkern trennen; wohin sie kommt, macht sie nahe, was vorhin ferne und weit getrennt war; wo sie Platz greift, erzeugt sie jene wunderbare Einigkeit, welche ‚das Volk aus aller Welt Zungen‘ fähig macht, einander zu verstehen in *allen* Stücken.“

Es gibt freilich auch einen Gedanken der Einheit, der alles gleichmachen will. Davor bewahrt uns das Festhalten an der *Heiligen Schrift*. Sie ist der *„Einigungspunkt der Kirche“*. Sie allein vermag auch zur Klarheit zu führen.

„Die Schrift gleicht dem Sternenhimmel. Wer nur sein Auge vom irdischen Dunkel erhebt, der sieht sogleich jene großen, leuchtenden Sterne erster Größe und die Straße des Lichtes, welche den Himmel gürtet. Des Lichtes gewöhnt, sieht hernach das Auge der Sterne immer mehr. Endlich scheint auch die Bläue von Licht durchwoben zu sein. So kommen dem Auge des Lesers in der Schrift zuerst jene leuchtenden, mächtigen Sprüche entgegen, deren Sinn sich ohne Mißverständnis und un-leugbar darbeit. Je länger man, gestärkt vom ersten Lichte, liest, desto mehr Sprüche werden hell und klar. Endlich sieht man nicht mehr allein eine Milchstraße heller Wahrheit im Himmel der Bibel; eine Ahnung, ja eine deutliche, bewußte Erkenntnis vollkommener Harmonie bewältigt uns und erhebt uns. – Darum ist es nicht ein Kunstgriff der Verlegenheit, sondern eine Behauptung, die sich an jedem Gewissen bewährt, daß der Einklang der hellen, klaren Stellen der Schrift, welche man den

Kindern ins Spruchbuch sammelt, die Regel des Glaubens und der Schriftauslegung sei, daß an ihnen, als am Klaren, alles Unklare sich lichten müsse.“

Wie steht es denn aber mit der *Tradition*? Die römische Fragestellung wird glatt abgelehnt. Gerade weil Löhe sich in den Schriften der Kirchenväter auskennt, muß er sagen: „Das heißt wahrhaftig vom Lichte an die Dunkelheit appellieren, wenn man die Schrift aus der Tradition erklären will. Die Schrift ist in ihrem Zusammenhang und in ihren Einzelheiten viel klarer als die Väter. Die Schrift, obschon aus verschiedenen Jahrhunderten, von sehr verschiedenen Verfassern stammend, ist doch von Mose bis auf Johannes Eine einige, widerspruchslose Rede Gottes, während kein Vater gefunden werden mag, der sich selber gleichbleibt. Sie kennt keine Retraktionen. Sie redet viel einfacher, von Zeit und Ort unbefangener als auch der reinste Vater. Zum Konsensus der Propheten und Apostel, ja Gottes und seiner Knechte kann jeder aus seiner deutschen Bibel kommen; wem aber und wie vielen darf es zugemutet werden, den Konsensus der Väter zu erforschen?“

Die eine Kirche und die Kirchen

Löhe liebte seine lutherische Kirche. Aber er wußte um die Wirklichkeit der *einen* Kirche, und er hoffte auf den Herrn dieser Kirche, daß er auch in anderen Konfessionen Menschen zur Seligkeit führen werde. Dabei kannte er keine Sicherheit der glücklich Besitzenden:

„Es ist ein Hartes, nur durch göttliche Kräfte Mögliches, bei der reinen Lehre selig zu werden. Wieviel schwerer wird es sein, bei untermengtem Irrtum selig zu werden! Die Liebe, die alles hofft, hofft gerne, daß die Taufe und die Stücke der Wahrheit auch die Angehörigen unreiner Partikularkirchen hindurchreißen werden zum ewigen Leben; aber das ist eine Hoffnung, welche übrigbleibt, wenn alles andere zerrinnt. Je näher man einem Menschen steht, desto mehr wünscht man ihm, daß er die volle *Wahrheit* und die ganze *Fülle der von Gott geschenkten Gnadenmittel* besitzen und so leichteren Schrittes zum

ewigen Leben kommen möge. Was man aber ändern wünscht, muß man sich selbst ohne Zweifel auch wünschen. Denn es ist doch kein Leichtsinn größer und schwerer zu verantworten als der, welcher das ewige Heil betrifft.“

Gerade weil dieser Leichtsinn vielen einmal das Gericht bringen wird, darum wird Löhe nicht müde, seine ganze Kraft darauf zu verwenden, die biblische Reinheit von Wort und Sakrament zu erkennen und in der Kirche zu bewahren. Es ist kein momentaner Gefühlsüberschwang, sondern ein Lobpreis Gottes, wenn Löhe nach Prüfung aller Konfessionen *die lutherische Kirche rühmt*:

„Die lutherische Kirche ist, weil sie Wort und Sakrament in reinem Bekenntnis hält, die Brunnenstube der Wahrheit – und von ihren Wassern werden in allen andern Kirchen gesättigt, die gesättigt werden. – Die Kinder dieser Kirche stehen in heiterer Ruhe mit leuchtenden Angesichtern und scharfen Schwertern um die Quelle, von welcher alle selig werden, die da selig werden. – Hier ist Israels Zeug und in seiner Mitte die Lade des Worts und Sakraments, und über der Lade der Herr. Ja hier ist das Allerheiligste des Hauses Gottes, und wenn man spricht: ‚Gott sende dir Hilfe vom Heiligtum und stärke dich aus Zion!‘, so ist Heiligtum und Zion hier bei der Kirche des reinen Bekenntnisses, bei deren Wort und Sakrament der Herr wohnt, herrlicher als im Tempel des Alten Testaments. Von hier aus geht alles Heil; denn hier ist unverhüllt, nicht stückweise, sondern völlig, wie es nur immer diesseits des Grabes möglich ist, die klare Wahrheit des Evangeliums. Was andere Gemeinschaften an Wahrheiten besitzen, vereinigt sich hier zur Wahrheit. Die vollkommene, die im Feuer der Jahrhunderte bewährte, die Welt überwindende Wahrheit befindet sich hier. Hier wird sie bekannt, Protest eingelegt gegen jede Fälschung, kein Wörtlein wird aufgegeben! So ist es gewesen, so ist's *wieder*. Der Herr wird's ferner verleihen, der mit uns ist!“

Trotzdem bleibt Löhe fern von jedem Fanatismus. Wer Gottes Wort als Richter anerkennt, wird selbst frei vom lieblosen Richten. Wir „freuen uns des Besitzes, segnen alle andern Kirchen, weigern uns ihres Irrtums, freuen uns jeder ihrer Wahrheit – streiten wider ihr Unrecht, fühlen uns einig mit ihnen in all ihrem Recht“.

Wie sachlich und nüchtern dabei Löhe in der Praxis

verfährt, dafür mag ein Abschnitt Zeugnis ablegen, der sich mit der *römisch-katholischen Kirche* befaßt:

„Wenn ich die *Lehre* der Römischen beurteile, so werde ich mit gleicher Schärfe verfahren wie meine Brüder; bei der Beurteilung der *Personen* aber urteile ich nicht wie einer, der das ganze Jahr bloß mit der Lehre zu tun hat, sondern wie ein alter Pfarrer, der so viele Jahre lang in der Kirche, dem Hospital Christi auf Erden, dient, und den nicht allein die Liebe Christi, sondern auch die Hoffnung auf das Gelingen des eigenen Amtes dazu treibt, fein säuberlich zu verfahren und nicht das Kind mit dem Bade auszuschütten. Ich weiß, daß man heutzutage von dem Satze, daß eine Verwandtschaft unter den Christen sei, die nicht der gleichen Konfession angehören, eine Anwendung gegen Konfession und konfessionelle Entschiedenheit macht, die grundfalsch ist; ich darf deshalb gegen die konfessionellen Unterschiede nicht gleichgültig werden, weil es Einigungspunkte der verschiedenen Konfessionen gibt, und weil so viele mit mir ihre Knie vor demselben Sohn Gottes beugen. Umgekehrt aber halte ich es auch für einen verkehrten Konfessionalismus, kraft der Unterscheidungslehren, mit denen Gott uns begnadigt hat, die unleugbare Wahrheit mit Füßen zu treten, daß zwischen den Christen eine Einigkeit bestehe, welche über die Konfessionsunterschiede hinausliegt, und daß daher allerdings auch die Verwandtschaft zu pflegen ist, die zwischen den Anbetern Jesu trotz der verschiedenen Konfessionen besteht.“

Nur der so objektiv auch die Nachbarn zu sehen und zu verstehen und ihnen redlich zu helfen bemüht ist, dem nimmt man es ab, wenn er sich auch des eigenen Hauses von Herzen freut. Darin ist allerdings Löhes ein Meister. Die „Freude im Herrn“ über das Gottesgeschenk, das er der Welt mit der lutherischen Kirche als der „Mitte der Konfessionen“ gegeben hat, klingt durch Löhes Lebenswerk hindurch wie ein Motiv, das in einem musikalischen Kunstwerk in immer neuen Abwandlungen wiederkehrt. Auch die Missionsanstalt und das Mutterhaus sind nur so recht zu verstehen.

„Eine unbefangene und unparteiische Vergleichung der *lutherischen* Lehre mit den Lehren der anderen Kirchen, namentlich mit den Lehren der römischen und reformierten Partikularkirche, ergibt, daß sie in allen Unterscheidungslehren zwischen beiden die gerechte Mitte hält, daß sie *die Mitte der Konfessionen* ist. In keiner einzigen Lehre verteidigt sie ein Extrem,

sondern überall bietet ihre Lehre die allein mögliche Vereinigung und Union der in den verschiedenen Partikularkirchen sich ausprägenden extremen Gegensätze. Und zwar ist gerade in dem letzten symbolischen Buche, in der Konkordienformel, das zur Vollendung gekommen. Man nehme die Lehre vom heiligen Mahle, so wird man finden, daß beim Abendmahl des Römers das himmlische Gut das Element, beim Abendmahl des Reformierten das Element das himmlische Gut verdrängt, daß aber im Abendmahl der wahren Kirche beides in schönster Vereinigung erscheint, wie es Christus eingesetzt hat. Man nehme die Lehre vom freien Willen und der Notwendigkeit, so wird man finden, daß der Prädestinatianer dem Willen des Menschen, der Pelagianer dem Ratschluß des Allerhöchsten zu nahe tritt; dagegen lehrt die Konkordienformel, fern von vernünftelnder Konsequenz und Einseitigkeit, wie der Ratschluß des Allerhöchsten und der Wille des Menschen ohne Prädestinarianismus und Pelagianismus zusammengehen. Und wie in diesen beiden Unterscheidungslehren, so in allen; überall trennen die andern Konfessionen, wo die unsrige die schöne Verbindung und Versöhnung dessen zeigt, was in den Gegensätzen Wahres liegt. Nirgends hat unsere Lehre einzelne Worte der Schrift auf die Spitze getrieben, sondern überall ist ihr durch Vergleich der scheinbar widerstrebenden Sprüche die Wahrheit Gottes in schöner Form und Begrenzung zugekommen.“

Darum ist die lutherische Kirche „die wahre Union“. „Weit entfernt, Union auf dem unglücklichen Wege des Übersehens und Nichtachtens unlegbarer Unterschiede erst äußerlich hinzustellen und dann kindisch zu hoffen, daß sich irgendwo die innere Einigung schon dazu finden werde; weit entfernt, durch menschliche Mittel eine Union erzwingen zu wollen, welche nur durch Einigung der Geister, durch den Geist der Wahrheit zuwege gebracht werden soll, betet die rechte Kirche ohne Unterlaß um Vereinigung aller Seelen zur *einen* reinen Lehre.“ „In einer Zeit, wo Union das dritte Wort ist, haben sich's deshalb die Kinder der wahren Kirche recht deutlich zu machen, daß ihre Kirche vermöge der Lehre, welche sie bekennt, die *Union der Gegensätze sei*, und daß es der große Beruf der reinen Kirche sei, diese wahre Union zu lehren und immer aufs neue den Kirchen des Gegensatzes

gegenüberzuhalten, nachzuweisen, daß, was alle wollen, recht verstanden, sich in der Lehre unserer Kirche vereine und durch das Leben dieser Lehre ins Leben gesetzt werde.“

Weil dieser Anspruch bei den andern auf Widerspruch stoßen wird, darum kann nur das Ernstnehmen der Liebe Christi und die Kraft des Gebetes den *echten Frieden unter den verschiedenen Richtungen* und Gruppen bewahren. „Lasset uns beten, lieben Brüder, daß sich die Kinder Gottes gegenseitig tragen können, einander im Frieden vorangehen und aufeinander im Frieden warten, nicht zuviel voneinander fordern, friedlich voneinander lernen, gegenseitig aneinander klug werden und sich reinigen, und daß also durch die unvermeidlichen Richtungen die Sammlung der Wasser vor Fäulnis bewahrt werde, die Kirche ohne gegenseitiges Verlästern den Weg der Vollendung gehe und aus der Unvollkommenheit, die die Richtung gebiert, die Förderung zur wahren Einigkeit gewinne!“

Christus selbst ist der geistliche Beter um solche Einigkeit seiner Kirche. Sein Dringen auf *Einigkeit ohne Preisgabe der Wahrheit* läßt uns hoffen, einmal unter seinem Kreuz wieder zusammenzufinden.

„Ja, die Gemeinschaft der Heiligen, um welche der Herr Joh. 17 betet, die er den Seinen gebietet, die uns unter wunderlichen Bildern . . . vor die Augen gemalt wird, was ist sie anders als eben die Einigkeit der Kirche? Darauf geht am Ende alles hinaus, „auf daß sie alle Eins seien in ihm“. Und gerade davon hat man keinen rechten Begriff in unseren Tagen. Wie wenige sind wahrhaftig einig, und in wie wenigem sind sie es! Darum muß die Heilige Schrift Neuen Testamentes auch in diesem Sinn und in der Absicht betrachtet werden, daß man das Dringen Gottes auf Einigkeit finde, und der Sinn für Einigkeit muß neu entstehen! Wir dürfen nicht damit zufrieden sein, daß wir einerlei Glauben und Bekenntnis haben und halten, wir sind mehr schuldig! Bis zu einerlei Regel und Wort erstreckt sich der apostolische Befehl der Einigkeit. — Gott erbarme sich unser und mache die Kirche, die heutzutage alles reichlicher hat als Einigkeit, einig, einmütig, einhellig! Amen.“

Der Verwalter der Gnadenmittel

Bei aller Liebe zu seiner Kirche, um die er sich sorgt wie der rechte Hirte um seine Herde, übersieht Löhle die Gefahr einer toten Rechtgläubigkeit zu keiner Zeit.

„Es ist eine altbekannte Sache, daß unter uns viele, die dem rechten Glauben anhängen, weltförmig leben und für ihr persönliches Verhalten aus dem pietistischen Streite des vorigen Jahrhunderts keine edle Frucht gewonnen haben. Man darf wohl sagen, daß wir in unserer Zeit ebenso sehr über toten Orthodoxyismus zu klagen haben, als man vor hundert Jahren dazu das Recht hatte. Wir entschuldigen den leichtsinnigen fleischlichen Wandel an uns und unsern Kindern sehr häufig mit der edlen Lehre von der christlichen Freiheit. Wir achten nicht darauf, daß wir, indem wir dies tun, nicht stark, unsere Gegner nicht die Schwachen genannt werden dürfen, und daß unser Verhalten ganz einfach, nicht dogmatisch, sondern aus den vorhandenen sittlichen Gründen erklärt werden sollte. Wir würden es verdammen und uns bekehren, wenn wir das täten. So aber betrügen wir uns selbst und lassen uns im Selbstbetrug durch die Menge derjenigen stärken, die es ebenso machen und beschönigen . . . Es wäre einmal Zeit, daß wir die Grenzen zwischen Welt und Kirche reinlich zögen und nicht immer aufs neue uns und unsere Nachkommen in die Versuchung des weltlichen Lebens hineinstießen, die ohnehin auch ungesucht und ungebeten nur zu oft an uns herantritt. Wir sind zu dieser Vermengung des Guten und Bösen im Leben ohne Zweifel durch diejenige Vermengung von Welt und Kirche veranlaßt und verführt, welche sich notwendig an alle Staats- und an alle Massenkirchen anhängt. Es liegt in unseren öffentlichen und kirchlichen Verhältnissen deshalb ein Entschuldigungsgrund für unsere Unentschiedenheit und Weltförmigkeit; aber was hilft das, was nützt es der nachkommenden Jugend? Unter der Firma väterlicher Grundsätze verwildert und verweltlicht sie immer mehr. Wir entschuldigen uns, und unsere Kinder gehen verloren.“

Was bewahrt die Kirche vor solcher Verweltlichung?

Es sind die Gnadenmittel Wort und Sakrament, ohne die der Leib Christi nicht gedeihen kann. „Das Wort, die Taufe, das heilige Abendmahl — sie sind die Quell- und Sammelpunkte der sichtbaren wie der unsichtbaren Kirche. Das Wort beruft von der Welt zur Kirche, die Taufe verleiht die durchs Wort Berufenen in den Leib Christi ein

und erfüllt mit dem Geist des Hauptes, das heilige Mahl nährt die Reben am Weinstock, die Glieder Christi, daß sie Reben und Glieder bleiben und viele Frucht bringen. Ihre Wirksamkeit bezieht sich immer auf Leib und Seele, auf das innere und auf das äußerliche Leben der Menschen. Ohne Zweifel sind sie von der größten Bedeutung für den Leib Christi, keine bloßen Kirchenordnungen, sondern unverbrüchliche Gottesgebote und zugleich Gnadenbrunnen, ja Gnadenhände Gottes, mit denen er seines Sohnes Leib und ewigen Tempel erbaut.“

Weil Gott diese Gnadenmittel gespendet hat, darum muß er auch besondere *Amtsträger in der Kirche* haben. „Die Gnadenmittel erheischen gebieterisch Menschen, welche sie verwalten: weder Wort noch Sakrament verwaltet sich selbst, so verwaltet sie auch nicht der Heilige Geist in eigener und sichtbarer Gestalt. Die Notwendigkeit liegt in der Natur der Sache, aber der Herr hat sie aus dem Bereich der geschaffenen Natur ins Reich der Gnaden aufgenommen, bestätigt und geheiligt. Er will den Menschen seine Gnade durch Menschen austeilen. Und wie er daher teils vor seinem Sterben, teils vor seiner Auffahrt den Predigtbefehl gab und die Sakramente stiftete, so berief er gleichzeitig auch Menschen zur Verwaltung und gab ihnen die Verheißung seines Beistandes bis ans Ende der Tage . . . Was wäre das Amt und was wären die Diener ohne die Gnadenmittel, — und was hülften die Gnadenmittel ohne das Amt und die Diener? Die beiden sind unzertrennlich miteinander gegeben und vereinigt. Die Gnadenmittel sind nicht um des Amtes willen gegeben, wohl aber dieses um jener willen, so daß leicht zu erkennen ist, was größer, was kleiner ist. Dennoch haben beide einerlei Los.“

Dabei ist Löhne der Überzeugung — und er beantwortet damit die *Frage nach dem allgemeinen Priestertum aller Gläubigen* —, „daß das Amt des Neuen Testaments nicht bloß das geistliche Priestertum in Funktion sei, sondern innerhalb des geistlichen Priestertums ein besonderer

Beruf, welcher allerdings den Werken des allgemeinen Priestertums besonders verwandt ist; daß also die Gemeinde nicht ihre Befugnisse den Amtsträgern überantwortet, sondern daß sie ein Organ Christi ist, sein Amt zu übertragen“. Bei aller Hochschätzung des Amtes der Pfarrer zeigt Löhe aber auch die Grenze auf, die hierbei nicht überschritten werden darf. „So wenig man an den Gnadenmitteln als an Mitteln hängenbleiben soll, ebenso wenig, ja noch weniger soll man sich an die Personen hängen, welche der Gnadenmittel walten. Sie sind Diener der Versöhnung, weiter nichts, und der Dienst, welchen sie hiemit leisten, ist groß genug, um keiner Verherrlichung im hierarchischen Sinn zu bedürfen. — Auch ist gar nicht die Rede davon, daß dem Worte oder dem Sakramente die Kraft erst durch die Diener kommen müßte, oder daß diese ausschließlich die Kanäle für Gottes Lebenswasser wären. Gottes Wort ist Gottes gnadenreiches Wort in jedem Munde.“

Weil eben die Pfarrer allein der ungeheuren Aufgabe nicht gewachsen sind, darum „müssen die in der Gemeinde vorhandenen geistlichen Gaben und Kräfte besser als bisher benützt und zur Unterstützung des geistlichen Amtes herbeigezogen werden. Sind sie nicht vorhanden, so müssen sie geweckt und Leute, die dazu tüchtig sind, erzogen und herangebildet werden, damit sich das geistliche Amt durch sie verstärken kann; denn dieses muß der Mittelpunkt aller Bestrebungen sein, die der Kirche aufhelfen und damit der Welt einen Heilandsdienst erweisen wollen. Zunächst hat man hier an die Aufrichtung einer ‚freiwilligen Diakonie‘ oder Erziehung ‚freiwilliger Helfer‘ (vgl. 1. Kor. 16, 15) zu denken, die sich nicht bloß zur Übung barmherziger Werke willig und geschickt zeigen, sondern auch dem Geistlichen in Zucht und Seelsorge manchen ersprießlichen Dienst leisten können.“

Wie steht Löhe zur vielbesprochenen Frage „*Predigt und Gottes Wort*“? Er sagt:

„So wie das Licht der Sonne in den Spiegel und aus demselben heraus nur desto heller und klarer fällt, so fällt das göttliche Wort in die Seele des Predigers und ergießt sich dann aus derselben über die Gemeinde desto faßlicher und annahender. Das gelesene Wort ist Gottes eigene, ungefälschte Rede, die Predigt aber ist das Wort des Herrn, wie es aus einem Menschenherzen, darinnen es aufgenommen und gleichsam menschlich geworden ist, wieder hervorkommt. Die Predigt kann freilich nicht Anspruch machen, mit dem Worte, das Gottes Finger geschrieben, in einer Reihe zu stehen. Sie ist Gottes Wort, wenn sie es ist, und soweit sie es ist, soweit sie nämlich aus dem Wort entsprungen und demselben getreu ist. Sie ist, weil sie aus dem Herzen des Menschen kommt, irrumsfähig, bedarf immer der Vergleichung mit dem göttlichen Worte und daher offene, wachsame Hörer, die das Aug' im göttlichen Buche, das Ohr aber bei der Predigt des Hirten haben, die durch die Predigt das Wort verstehen, durchs Wort aber die Predigt richten lernen. Es gibt Prediger, welche keine Kritik ihrer Gemeinden vertragen wollen, auch nicht die des Inhalts ihrer Rede, und sich gegen jede, auch die bescheidenste und gegründete Einrede oder Erkundigung mit strotzendem Stolze wehren. Ihre Gemeinden sollen nur annehmen, was sie sagen, als wären sie selbst, die Prediger, unfehlbar, und müßte eine jede Gemeinde nur hinnehmen, was alles ihr Lehrer sagt. Rechte Prediger aber finden keine Süßigkeit darinnen, wenn ihre Gemeinden alles, was sie sagen, unbesehen als Gottes Wort annehmen; sie wollen, daß ihre Gemeinden ihr Wort mit Gottes Wort vergleichen, sie rufen selbst den Geist des Prüfens und Forschens hervor . . . Der treue Lehrer kann nur gewinnen, wenn sein Wort nach Gottes Wort in die Frage gezogen und geprüft wird, der ungetreue aber soll ja nicht gewinnen.“

Um das Wort Gottes zu vertiefen und es in kleinen Abschnitten „für den Hausgebrauch“ an den Mann zu bringen, hat Luther den Kleinen *Katechismus* für das Kirchenvolk und den Großen *Katechismus* für die Pfarrer und Lehrer geschrieben. „Wie viele kennen den Kleinen *Katechismus*, aber nicht seine Vorrede, welche zusammen mit der Einleitung zum Großen *Katechismus* eine unübertreffliche, einfältige, wahrhaft kirchliche Methode des *Katechismus*unterrichts an die Hand gibt! Und wie mancher kennt hinwiederum beide Vorreden, ohne bemerkt zu haben, daß der *Katechismus* nicht bloß für Kirche und

Schule, sondern auch für das *Haus* geschrieben ist! Haus, Schule und Kirche werden *eine* Kirche durch den lieben Katechismus. Warum läßt man denn den wichtigen Faktor des Hauses weg? Der Katechismus wird darum so elend gelernt und geleiert, klingt deshalb so hölzern und schal, weil man ihn nicht fürs Haus, nicht fürs tägliche Leben, nicht als eine Lebensweisheit, sondern als eine Kinder- und Schulaufgabe behandelt. Gleichwie ein Feldgeschrei auf die Lippen aller gehört, welche zu einem Heerlager vereinigt sind, so gehört der Katechismus als ein geistliches Feldgeschrei auf alle Lippen. Der Hausvater, die Kinder, das Gesinde sollen ihn treiben, beten, lernen, schätzen.“ Löhe liebt beide Bücher und empfiehlt sie immer wieder zur Benützung fürs ganze Leben.

Wie stark Löhe an der *heiligen Taufe* interessiert ist, das zeigt sich daran, daß er bereits nach dem ersten Jahr seiner Amtstätigkeit in Neuendettelsau eine besonders schöne kleine Sammlung von Lutherworten über die Taufe herausgab. Im Vorwort dieser Schrift zeigt er, wie stark er selbst von der Taufe gepackt ist: „Lasset uns die Väter und Mütter oft ermahnen, ihren Kindern die große Wohltat ihrer Taufe oft ins Gedächtnis zu rufen; es ist schändlich, daß man die Taufe im Leben so gar vergißt, zumal gerade sie eine Fülle der Lehre, des Trostes . . . und der Gerechtigkeit darbietet.“ Er leidet darunter, daß die Taufe weithin verachtet wird. Ähnlich äußert er sich in der Neujahrspredigt von 1836: „Wer unter euch allen kann mit Wahrheit sagen, daß er fleißig an seine Taufe denke?“

Wenn wir jetzt Löhes Verhältnis zum Sakrament des *Abendmahls* wenigstens kurz behandeln wollen, dann nähern wir uns dem Herzstück im Glauben dieses Mannes. Er hat selbst dazu ein Bekenntnis abgelegt und wollte, dieser Satz müsse das Bekenntnis jedes Christen sein:

„*Mein Leben sei nur ein Wechsel zwischen Genuß des Sakraments und Vorbereitung zum Sakrament.*“

Wie stark Löhe seinen Zeitgenossen als Erneuerer des Sakraments und Mahner zu demselben erschienen ist, zeigt eine Stelle aus einem Brief von Heinrich von Schubert an Löhe: „Der Herr hat Sie berufen und geweiht, dem unheiligen Geist unserer Zeit gegenüber ein Verkündiger und Zeuge der Himmelskräfte zu sein, die im Sakrament des Altars liegen.“

Dort, wo das Altarsakrament gemäß der Einsetzung Christi verwaltet, gereicht und empfangen wird — für Löhe geschieht das ohne Zweifel in der Gemeinschaft der lutherischen Kirche —, dort wird ihm der Altar zur Werkstätte geheimer Wunder. 1834 sagt er in einer Predigt: „Was ist herrlicher auf Erden als das heilige Mahl? Die Welt redet davon, daß keine Wunder mehr geschehen; aber was ist unser Altar anderes als eine Stätte heiliger Wunder?“ Daraus ergeben sich für Löhe Konsequenzen für die Gestaltung des Altars, und so entsteht sein Interesse an der Paramentik, die ihm zu einer Hilfe wird, das Sakrament recht zu feiern. „Wie alle christliche Paramentik, so gründet auch die lutherische im Sakrament des Altars.“ Sie ist die Hülle für die Fülle des Sakraments. „Je nach dem sakramentlichen Leben und der Erkenntnis, die man vom Sakrament hat, gestaltet sich der Altar.“ Die Gründung einer eigenen Werkstätte für Paramentenherstellung und Altarschmuck ist die praktische Folge. Aber auch alle andere Arbeit richtet Löhe bewußt aus auf das Sakrament des Altars. Nur von diesem her kann Löhes Lebenswerk recht verstanden werden. „All unser Tun, wie wenig oder viel es sei, hat keine andere Absicht gehabt und hat noch keine andere, als die schöpferischen Worte unseres allerheiligsten Konsekrators im Sakrament des Altars zu ehren. Alle unsere gesamte Arbeit möchten wir armen Leute von Dettelsau als einen geringen, aber immer blühenden Kranz des Dankes und des Lobes seinem Altar weihen.“

Daß ein Mann, der das Sakrament mit solchem Ernst verwaltet und selbst empfängt, eine nicht minder strenge

Abendmahlszucht übt und jedem Abendmahlsmißbrauch – auch zur Demonstration einer angeblich vorhandenen Einheit, die in Wahrheit entscheidende Glaubensunterschiede nur verschleiert – leidenschaftlich widersteht, darf keinen wundern.

Der Rufer zum apostolischen Leben

Wie kritisch und scharf Löhe die von ihm so geliebte Kirche beurteilt, zeigt das Wort, das er seinem im Jahr 1848 erschienenen „Vorschlag zur Vereinigung lutherischer Christen für apostolisches Leben“ voranstellt.

„Schon lange vorher, ehe noch die Ereignisse des Frühjahrs 1848 alles in Unsicherheit setzten, trauerten viele über den Zustand unserer protestantischen Landeskirchen. Eine Hoffnung, wie es besser werden sollte, sah man nicht. Manche ahnten, es werde irgendwie bald anders werden, ohne sagen zu können, welche Mittel Gott ergreifen würde, um seiner armen Kirche zu helfen. Hie und da sprach einer geradezu die weis-sagende Behauptung aus, es könne nicht besser werden, bis einmal die Gottlosen alles Bestehende zusammenwerfen und so auch für einen Neubau der Kirche freien Raum schaffen würden. Es mußten verzweifelt böse Zustände sein, welche selbst wohlwollende und mildgesinnte Freunde der Kirche zu so verzweifelten Reden drangen . . .

Jedermann denkt und redet darüber, aber wer hat viel Licht und Blick in die Zukunft? Vielleicht kann man beides für sehr jammervoll halten, wenn die Zustände bleiben, wie sie bisher waren, und wenn sie über den Haufen geworfen werden. Bleibt es, wie es ist, so bleibt die alte Not und Klage, und stürzt alles ein, so fragt es sich, wo die Hände herkommen sollen, welche auf dem Ruin der Landeskirchen das bessere Neue erbauen können.“

Was ist in dieser notvollen Lage zu tun? „Wir meinen, es müsse etwas geschehen, und zwar halten wir es an der Zeit, die *Besseren in den Gemeinden zu sammeln und auf die böse Zeit zu bereiten*. Zusammenführung, Zusammenfassung der Gleichgesinnten, das ist jetzt sicher wohlgetan, wie denn auch dieser Gedanke in verschiedenen, räumlich getrennten Herzen in der letzten Zeit ganz selbständig aufgetaucht ist und sich dem Nachden-

ken je länger, je mehr empfiehlt.“ Zunächst geht Löhe nicht ohne Bedenken an dieses Wagnis heran. „Wir sind keine Freunde von besondern Vereinigungen innerhalb der Kirche, weil wir sie als Zeichen und Zeugnisse betrachten, daß die Kirche, auf deren Gebiet sie nötig geworden sind, nicht mehr selbst die Vereinigung für alles Gute ist, welche sie sein soll. Umgekehrt aber auch, eben weil unsre lutherische Landeskirche so gar nicht mehr ist, was sie sein soll, weil innerhalb ihrer Grenzen ihre Feinde Platz genommen haben und seßhaft geworden sind, nötigt sie ihre besseren Glieder, zu innigerer und besserer Vereinigung zusammenzutreten, bis sie etwa selbst wieder sein wird, was sie soll, eine innige Vereinigung der Seelen und aller christlichen Vereine. Solange die Kirche krankt oder schläft, finden engere Vereinigungen innerhalb ihrer eine gewisse Berechtigung des Daseins eben im Zustande ihres Krankens oder ihrer Schläfrigkeit, und sie sind daher, welche Namen sie auch führen mögen, weniger Lebens- als Todeszeichen der Kirche; wenigstens würden innerhalb der lebendigen und kräftigen Kirche Vereine eine ganz andere Natur annehmen.“

Im Vorwort zur 2. Auflage des Vorschlags, neun Jahre später geschrieben, ändert Löhe seine Meinung zu dieser Frage. „Ich habe die Überzeugung gewonnen, daß die geistlichen Vereine der Kirche ebensowohl, wenn ihr Mond zunimmt, als wenn er abnimmt, nötig, nützlich und natürlich sind, unter allen Umständen Zeichen des noch vorhandenen Lebens. Es kann nicht sein, daß die Kirche als solche, auch im Stadium der größten Blüte, ohne freiwillige Scharen Gleichgesinnter und Gleichbegabter für alle ihre Bedürfnisse recht und völlig Sorge. Es gehört daher gewiß auch zur Weisheit derjenigen, welche im Regimente der Kirche sitzen, den Geist der Freiwilligkeit nicht in Fesseln zu bannen, an denen er sterben muß, sondern ihn vielmehr zu wecken und ihm die zur Entwicklung seiner Kraft notwendige Weitschaft zu lassen, zu gewähren und zu schützen.“

Ja, er singt dieser Vereinigung schließlich ein Loblied:

„Ich meinerseits lobe deshalb die Sammlung und sehe in ihr einen Rettungsort für viele, die bei der Gestalt der Landeskirchen verlorengelassen und nicht wissen würden, wohin fliehen, wenn nicht durch den Zusammentritt der vereinzelter Besseren ein Leuchtturm und ein Licht in der Nacht gebildet würde. Die Kaiserin Helene baute auf dem Wege von Konstantinopel nach Jerusalem viele Türme, an denen sich der Pilgrim zur Heiligen Stadt zurechtfinden sollte. Das sind in der Nacht und Wüstenei unseres kirchlichen Lebens für die Pilgrime nach Zion die kleinen Haufen hin und her, die es wagen, zusammenzutreten, sich zum Guten zu vereinen und dem Verderben zu widerstehen. Bilden dieselbigen zusammen auch keine irdisch großartige, sichtbare, zu *einem* Organismus verbundene Kirche, so beweist sich's doch aus der Erfahrung vieler Zeiten und Orte, daß sie großen Segen haben und wirken können, und zwar ohne alle Vergleichung größeren als die Bemühung derjenigen, welche sich in den Strom werfen, um ihm eine andere Richtung zu geben, ohne zu überlegen, was sonst jedermann weiß, daß vom Strome fortgetragen wird wie eine Schaumwelle, wer sich in ihn stürzt, daß man auf die Länge nur *mit* dem Strome, aber nicht *gegen* ihn schwimmen kann, wenn man einmal in ihm ist.“

Was will Löhe mit diesem Aufruf an die „besseren“ Glieder der lutherischen Kirche „zu einer innigeren Vereinigung für apostolisches Leben“? „Ihr Zweck ist Sammlung, Erhaltung, Stärkung und Ausbreitung des noch vorhandenen Lebens, also im Grunde Förderung des Gesamtzwecks der Kirche selbst, nicht aber eines einzelnen guten Werkes, wie es bei andern Vereinen der Fall ist. Unsere Vereinigung wäre daher im Grunde nichts anderes als ein neuer Anfang wahren Lebens in der Kirche selbst. Sie würde auch so gar nicht einen lieblosen Bruch beabsichtigen, daß sie vielmehr alles, was sich nur retten lassen will, retten möchte, ehe der Bruch kommt. In der Landeskirche bleiben, solange es möglich ist, ihr angehören, nützen und dienen, zu ihrer Erneuerung und Kräftigung beitragen, immer offene Türen halten für alle, die sich Gottes seligen Zwecken zuwenden mögen — das ist's, was wir wollen.“

Es muß noch gesagt werden, was Löhle unter dem apostolischen Leben versteht.

„Apostolisches Leben nennen wir jenes wunderliche und heilige Leben, wozu der Herr und seine Apostel ermahnen, worin die ersten Christengemeinden so selig waren, wodurch sie in die Zeiten herab so glänzend leuchten. Und gerade dies apostolische Leben hat unsrer Kirche bisher so vielfach gemangelt und fehlt ihr auch in dieser Zeit so sehr. Wohlan, was uns bisher gefehlt hat, das werde uns nun erstattet, und vermögen wir nicht alle diejenigen, welche für Glieder unsrer Kirche gelten, zu jenem Leben zu vereinigen, so wollen wir doch selbst unter der Hilfe des Heiligen Geistes in dasselbe eintreten und von den bessern Gliedern unserer Kirche so viele dazu versammeln, als uns Gott schenkt. Und wenn das, was wir wollen, mehr Widerspruch erfahren sollte, als wir voraussehen, wenn sich ungeahnte Hindernisse dagegen erheben sollten, so wollen wir doch, soviel uns selbst anlangt, nach Verwirklichung apostolischen Lebens streben, mit Wort und Tat dafür eintreten und auf diese Weise dem Herzen und Gewissen auch derjenigen einen Eindruck hinterlassen, welche den Worten Christi und seiner Apostel in den mehrerwähnten Punkten keinen Gehorsam leisten.“

Aber Löhle wird dann noch konkreter. Da er seinem „Vorschlag“ einen „Katechismus des apostolischen Lebens“ im Entwurf beifügt, braucht er knappe Formulierungen. „Alles, wozu die Apostel die Gemeinden in ihren Briefen ermahnen und ermuntern, ist apostolisches Leben. Doch möchten wir hier insonderheit drei weitgreifende, herrliche Gedanken aus den Schriften der Apostel unter dem Namen apostolisches Leben zusammenfassen, drei Gedanken voll von hoher Bedeutung fürs Christenleben und doch so sehr in Vergessenheit geraten! Wir meinen

Zucht, Gemeinschaft, Opfer.

Diese Gedanken sind Grundsäulen des kirchlichen Lebens, nehmen in der Pädagogie Gottes wichtige Stellen ein, beruhen auf apostolischen Worten und Geboten, sind durchaus keine Adiaphora, sind auch in ihrer apostolischen Darstellung so schön und hehr, so wirksam und so starke Hebel der Vollendung, fassen auch so viel anderes ein, was gleichfalls schön und göttlich ist, daß

wir insonderheit sie apostolisches Leben, heiliges Gemeindeleben zu nennen wagen und die besseren Gemeindeglieder zu ihrem Verständnis und zu ihrer Ausübung führen möchten.“

Diese freiwillige Vereinigung ist also alles andere als eine in Unverbindlichkeit sich selbst pflegende Gesellschaft. „Die freiwilligen Mittelpunkte und die freiwilligen Teilnehmer treten zuerst in das Verhältnis des *Lehrens* und *Lernens*. Der jammervolle Zustand der Kirche, die Gefahr der Zeit, die Notwendigkeit, daß die Gläubigen sich vereinen, das apostolische Leben, worin man sich vereinigen soll, dieser Katechismus des apostolischen Lebens oder sein Inhalt müssen dargelegt, gelehrt und gelernt werden. Der Katechismus des apostolischen Lebens wäre der erste Vereinigungspunkt der Lehrenden und Lernenden oder könnte es wenigstens sein.

Wer auf diese Weise eine Überzeugung gewonnen hat, beginnt die *Zucht* zu üben, der Mann am Weib, das Weib am Mann, Geschwister untereinander, desgleichen Freunde, immer einer an seinem oder seinen Nächsten. So beginnt ungezwungen eine Gemeinschaft zur Heiligung und Vollendung, eine Gemeinschaft der Heiligen.

Wer ferner aus dem Worte Gottes die heilige Gemeinschaft erkannte, in dem wird sich wie von selber das Verlangen regen, sich in ihr tätig zu erweisen. Er wird die ‚Bedürfnisse der Heiligen‘ erforschen und sie stillen, soweit seine Kraft reicht. Wo sie nicht ausreicht, wird er gleichgesinnte, hilfreiche Brüder suchen und seine Kraft mit der ihrigen vereinen. Es wird sich, wie von selbst, die heilige *Diakonie* in der Mitte derer bilden, welche gern Gemeinschaft üben – und je mehr Teilnahme Gott für die Gemeinschaft erweckt, desto zahlreicher und größer werden auch die Kreise der Diakonie werden. Das Vorbild der apostolischen Zeit, wie es im Katechismus dargelegt ist, wird alsdann Nachfolge finden.

Ebenso wird es auch mit dem *Opfergedanken* gehen. Wer ihn faßt, der wird ihn üben wollen. Seine Gebete,

seine Lieder, seine Gaben, alle seine Pflichten, sein gesamter Lebenslauf wird durch den Gedanken des Opfers verklärt und erhoben werden, und je länger, je mehr wird Lust und Freude des geistlichen Opfers zunehmen.“

Dabei denkt Löhe nicht an große Organisationen. Auch hier bewährt er das „recht und schlecht“ seines Wahlspruchs. „Wir sind keineswegs der Meinung, daß diejenigen, welche zum apostolischen Leben Lust tragen, sich in einem äußern, von andern Vereinen erborgten Mechanismus zusammenfinden sollen. Keine Formen! Laßt uns alles so führen, daß, falls der Geist entflöhe, die äußere Erscheinung leicht auch hinfallen und sich auflösen könne! Diese ganze Sache kann nur von einem großen und heiligen Ernst gehoben und getragen werden, welcher, solange er da ist, die Art und Weise des Auftretens leichtlich findet, die rechten Teilnehmer anziehen, unreinen Herzen aber sich ohnehin unleidlich und unerträglich erweisen wird — wenn er entflohen ist, durch nichts ersetzt werden kann.“

Weil Löhe die Gemeinden seiner Zeit für ungeeignet zur Übung eines solchen zuchtvollen Lebens hielt, gab er diesen Auftrag an freiwillige Kreise: „Will man Fehler und Einseitigkeiten möglichst vermeiden und doch auch unter den gegenwärtigen Umständen nichts versäumen, was dienen kann, der allgemeinen Zuchtlosigkeit zu steuern, so bleibt nichts übrig, als daß diejenigen, *welche Zucht und Heiligung lieben, untereinander, einer am andern tun*, was in weitem Kreisen gegenwärtig nicht geübt wird und auch nicht geübt werden kann. Vereinige sich zu heiliger, gegenseitiger Zucht, was mit der zügellosen Menge nicht untergehen will! Auf diese Weise wird man auch für etwa künftig sich eröffnende weitere Kreise Erfahrungen sammeln.“ Dabei warnt Löhe ausdrücklich vor der „Splitterrichterei und der Qual eines unaufhörlichen Kritteln und Triefens“.

Eine so in Zucht lebende Gemeinschaft weiß auch, wo sie zum Opfer gerufen ist. „Wer des Opfergedankens

nicht achtet oder ihn verschmäht, findet auch im Neuen Testament wenig oder nichts davon. Aber ein achtsamer und wohlwollender Leser findet allenthalben Spuren davon.“ Die nackte Verpflichtung gibt weder Lust noch Mut. Aber „das ganze Christenleben in seiner Höhe aufgefaßt, ist Opfer, und von diesem Gedanken aus erscheinen alle apostolischen Vermahnungen und deren Gehorsam im Glanze einer heiligen, himmlischen Vollendung“.

Dieser Abschnitt kann nicht abgeschlossen werden, ohne neben manche dieser kritisch, ja traurig klingenden Urteile über den Zustand der Kirche zu Löhes Zeiten doch auch wenigstens noch *ein* Wort zu setzen, das Löhes große Zuversicht in den Herrn der Kirche und deshalb auch in ihre Geschichte aufzeigt: „Gleichwie der Mond abnimmt und zunimmt, aber dennoch am Himmel bleibt, so ist nicht immer einerlei Glanz um die Kirche hergegossen; aber sie geht dennoch unverrückt ihren stillen, verheißungsvollen Gang. — Gleichwie die Wolken Sonne und Mond verdecken, so hat auch die Kirche ihre trüben Tage. — Aber gleichwie die Wolken nimmermehr den Glanz sonnenheller Tage und mondheller Nächte völlig wegnehmen können, gleichwie auch trübe Tage und trübe Mondnächte noch Licht übrigbehalten und sehende Augen den Stand der Sonne und des Mondes wohl finden können — so ist auch die Kirche niemals so verdunkelt, daß sie von sehenden Augen nicht gefunden werden könnte.“

Der Seelsorger und Beichtvater

Sein späterer Nachfolger Bezzel hat als einer, dem es vergönnt und befohlen war, in den „nicht mit Tinte geschriebenen Briefen“ zu lesen, sondern in dem Leben der höchst eigenartigen Neuendettelsauer Gemeinde zu forschen (2. Kor. 3, 2), folgendes Urteil abgegeben: „Löhe kannte den Menschen genau und wußte aus manchen Symptomen mit dem an Gottes Wort und der Erforschung

des eigenen Gewissens geschärften Blick auf Seelenvorgänge meisterlich zu schließen. Die Einzelbeichte, der er in dem einfältigen Beichtunterricht aus seiner Altdorfer Zeit, in Traktaten, in der Prüfungstafel und dem Kommunionbuch das Wort redete, nicht als einer neuen Einrichtung, sondern als einer durch Schades Pietismus und den Rationalismus nur verunehrten und verdrängten reichsegneten Praxis, übte er ohne Zwang, in seelsorgerlicher Bescheidenheit, in priesterlicher Geduld, nicht als Folter des Gewissens, sondern als Trost der armen Gewissen. Selbst in der Übung ihres Segens wußte er das Wort des alten Vaters zu beachten: Erröte nicht, deine Sünden zu bekennen; denn du weißt nicht, ob ich nicht ebendasselbe oder Größeres als du begangen habe.“

Dabei beanspruchte Löhe das Recht der Seelsorge an seinen Gemeindegliedern keineswegs ausschließlich für sich. „Einer ist des andern Seelsorger kraft des göttlichen Willens, keiner darf die gegründete Einrede des Bruders verschmähen oder nur erschweren. Eine Hand wäscht die andere — und ein Bruder den andern. Wer die Seelsorge bloß den Pastoren zuweisen wollte, legte ihnen eine unerträgliche Last auf und würde dem Herrn, welchem wir alle stehen und fallen als seine Knechte, als der Schalksknecht entgeggetreten, der sein eigenes Pfund im Schweiß-tuch vergrub. Ebenso würde der Pastor, der allein für sich und seinesgleichen die Seelsorge pachten und haben wollte, bis zur Torheit zweckwidrig handeln und nur beweisen, daß er niemals recht für eine Seele gesorgt hat. Wüßte er, wie schwer das ist, so würde er nicht das gesamte Werk der Liebe dadurch totschiagen, daß er es allein tun wollte.“

Nein, wenn es um Leben oder Tod geht, dann müssen viele mithelfen, damit „kein Christ in seiner Sünde bleibe“. „Daß ein Christ sündige, ist gewöhnlich, jeder Augenblick liefert dazu die Beispiele, es wird also gehen bis ans Ende; aber verharren in der Sünde soll und darf niemand, der Christo angehören will; aufstehen vom

Falle, aufgerichtet werden aus der Schwachheit, zurückgebracht werden vom Irrtum soll jeder Bruder, jede Schwester in Christo. Diese Barmherzigkeit ist Befehl des Herrn. Wie er aber ausgeführt werden soll, dieser heilige Befehl, das zeigt der Mund des Herrn selber. Fällt einer, so soll ihn der nächste heben, der bei ihm ist; geht's nicht, so kommt der Ruf der Barmherzigkeit an noch einen oder zwei; hilft es dann auch nicht, so heißt es: ‚Sag's der Gemeinde!‘, und es wird also das ganze Lager aufgerufen im Interesse eines einzigen, in der Absicht, einen einzigen Menschen der Sünde und eben damit der ewigen Verdammnis zu entreißen. Eine solche Anordnung treffen, so vollkommen, so ausreichend und dabei so voll Einfachheit und zweckmäßigen Ganges, konnte nur derjenige, der alle Dinge weiß, dem alles klar ist, das ist eben der *König der ewigen Barmherzigkeit*. Nur schade, daß sein heiliges Wort in den Gemeinden, wie sie sind oder zu sein pflegen, den Gehorsam nicht finden kann, der ihm gebührt, und daß aus der seligsten Veranstaltung der Liebe und Barmherzigkeit in der Kirche allerlei Karikatur hervorgewachsen ist, aber nicht das Abbild jener heiligen, barmherzigen Liebe, welche der Gute Hirte zu seinen Schafen trägt!“

Seelsorge — wie macht man das? Löhe warnt davor, hier Systeme auszuklügeln und einseitige Methoden anzupreisen. Wenn diese Arbeit der Seelsorge „nicht mehr unbeeinget geschieht, wenn sie *betrieben* wird, wenn das Außerordentliche zum Ordentlichen werden muß, dann hört der Segen auf“. Löhe sagt im Blick auf Männer der neueren Zeit, die über „neue Mittel der Seelsorge“ zu verfügen scheinen: „Haben sich ihnen vormals verborgene Schätze geöffnet? Nein, sondern was die Alten haben, haben sie, nur auf besondere Weise, nur in besonderer spezialisierender Anwendung. Was sich von selbst versteht, wird hervorgehoben; was zuweilen vorkommt, wird über das Maß betont. Während die alten Pastorallehrer in ihrer Einfachheit die geistlichen Waffen zu sichrer Führung in die Hand des Anfängers niederzu-

legen wissen und Mut dazu machen, sie zu brauchen, und dem guten Geiste zutrauen, daß er Kraft, Ausdauer und allmählich Erfahrung gebe: ist bei jenen eine ins einzelne gehende Darstellung der Arbeit und Verantwortung eines Seelsorgers, vor der man erschrecken kann. Diese gesetzliche Weise demütigt tief, nimmt aber Mut und Freudigkeit. Der Methodismus, auf den in bester Absicht gedrungen wird, hat die umgekehrte Wirkung. Er lähmt, weil die Leistungen unmöglich scheinen.

Die einfache Regel ist: Gebrauche die alten Mittel in alter Weise und bleibe im Lehren, Lernen und Erfahren, in Anfechtung und Gebet, auf daß du zum Seelsorger reifest! Du wirst öffentlich und sonderlich, vielleicht in hundert und tausend Weisen deinen Pfarrkindern nahe kommen können, aber übertreib es auf keine Weise, mit keinem Mittel, mit keiner Gabe! Tue in Einfalt das Deine! Brauche betend die uralten Mittel auf jede Weise, die sich indiziert, und laß Gott sorgen, wie es geraten werde! Du kannst Hausbesuche machen und wieder keine, gerufen und zuweilen ungerufen zu den Kranken gehen, dies und das tun und nicht tun, wie du es nach ruhiger Überlegung aller Umstände vor Gott für das beste hältst. Aber mach dir nichts zur Fessel und Gewissenslast! *Meide jeden Methodismus!*

Wie Löwe sich hier gegen jede Gesetzlichkeit in der Methode verwahrt, so tritt er auch für die persönliche Freiheit der Christenmenschen ein, die durch die Seelsorge nicht unerlaubt angetastet werden darf. „Wer die Menschen retten will, der darf nicht einseitig dem Verstande folgen, der muß auf dem Gebiete der Freiheit den Weg zur Rechten wie den zur Linken frei und offen lassen. So macht es Christus, so seine Apostel. Man kann ehelich leben und nicht ehelich, Ehe und Jungfrauschaft sind völlig gleiche Würde, beide verdienen Lob und Preis je nach Umständen. Man kann fasten oder nicht fasten, seinen Leib betäuben oder nicht, ein Gelübde tun oder nicht, alles, wie man will, alles, ohne daß man gegen die

Grundlehre der Rechtfertigung anzustoßen braucht. In allen diesen und ähnlichen Fällen lebt ein jeder seines eigenen Rechtes, niemand braucht ihn zu richten oder zu verdammen. Verboten ist nichts, als seine Seligkeit in diesen Dingen zu suchen.“

Die innerlichste Seelsorge treibt Gott selber an seinen Kindern durch die Gnadenmittel. Darum gehört z. B. der „*Ruf zur täglichen Erneuerung des Taufbundes*“ zur eiser-
nen Ration jeder Seelsorge. „Erinnere dich aber auch nicht bloß an den Taufbund, sondern erneuere ihn oft und fleißig, wie du kannst und darfst und sollst! Der Herr, dein Gott, braucht ihn nicht zu erneuern, seine Werke sind unwandelbar; du hingegen bist nicht bloß ein sehr vergeßlicher, sondern auch ein sehr wandelbarer Mensch und hast Ursache, das, was recht und wohl getan, wenn es anders möglich ist, recht oft zu tun und zu wiederholen, damit es durch die Wiederholung fest und bleibend werde. Zu deinem Glücke hast du auch die Erlaubnis von deinem Gott, deinen Bund *oftmals* zu erneuern. Denn da du den Bund in keiner anderen Weise geschlossen hast als dadurch, daß du deinem Gott und Herrn das heilige Versprechen gabst, dem Teufel, seinen Werken und seinem Wesen zu entsagen und in treuem Glauben an dem Herrn zu hangen, Versprechungen aber ihrer Natur nach wiederholbar sind, ja wiederholt werden müssen, so ist es offenbar, du erneuerst immer deinen Bund, sooft du die Versprechungen erneuerst; du hast auch die Erlaubnis dazu, weil es gar nicht anders sein kann. Auch wenn du mit unwandelbarer Treue deinen Bund hieltest, müßte es dir eine selige, erweckliche und stärkende Übung sein, ihn wieder zu erneuern. Nun du aber alle Tage gegen deinen Bund handelst und vielleicht nichts weniger tust, als was du dem Herrn in deiner Taufe gelobt hast, muß dich ja doch dein Herz voll Leid und Reue drängen und treiben, zu dem unwandelbar treuen Bundesgott täglich wiederzukehren, täglich neu dein Versprechen abzulegen, durch tägliche Reue und Buße den alten Adam in dir zu

töten und täglich wieder emporzukommen ein neuer Mensch, der in Gerechtigkeit und Reinigkeit vor Gott lebe.“

Auch die *Einzelbeichte* sollte dieser Erneuerung des Menschen dienen. „Es hat nie eine größere Versündigung an der Seelsorge gegeben, als da man ungerechte Gewissensbedenken mancher, mit ihren Pflichten und Rechten, mit der Art und Weise der Absolution nicht vertrauter Beichtväter zur Ursache machte, dem Seelsorger die Exploration (die gewissenserforschenden Fragen an das Beichtkind), dem Beichtkinde die Wohltat der Privatbeichte und Absolution zu nehmen. Alle anderen Wege der Privatseelsorge erweisen sich als nur ungenügende, oft gar nicht ausführbare Surrogate der Privatbeichte. Hausbesuche und Zitationen usw. — es entbehrt alles miteinander der Vorteile des Beichtstuhls. Darüber wäre viel zu sagen.

Nicht die päpstliche Ohrenbeichte samt dem, was an ihr hängt, aber die Privatbeichte, die Exploration, die Verwarnung, die Privatabsolution wird gebieterisch gefordert, wenn man recht für die Seelen sorgen soll.“

Um gerade hier jedes Mißverständnis der Absichten Löhes auszuschließen, ist es notwendig, ihn zu der Frage nach Sinn und Zweck der Privatbeichte selbst ausführlicher zu hören:

„Die Privatbeichte ist für den einzelnen weder ein göttliches noch ein Kirchengebot, sondern eine Erlaubnis und ein seliges Recht. In der römischen Kirche ist die Aufzählung der Sünden geboten, bei uns ist sie dem Ermessen des einzelnen anheimgegeben; die Kirche aber sorgt durch Belehrung und Ermahnung dafür, daß dieses herrliche Förderungsmittel alles geistlichen Lebens nicht ungebraucht bleibe, sondern alle Zeit gesucht, benützt und der große Segen, der in ihm liegt, mit Freude und Dank hingenommen werde. Man kann übrigens bei der Privatbeichte sehr *verschiedene Absichten haben*, und je nach der verschiedenen Absicht wird sie sich auch selbst verschieden gestalten.“ Löhe nennt dann fünf Möglichkeiten der Einzelbeichte und Einzelabsolution:

- a) Der persönliche Zuspruch der Absolution ohne Aufzählung besonderer Sünden. In diesem Fall genügt eine feststehende Formel.

- b) Man sucht Vergebung für eine gewisse Zeit des Lebens, in der Regel für die Zeit von einem Abendmahl zum andern, oder für besondere Sünden. In diesem Fall wird man die Sünden nennen müssen.
- c) Eine dritte Absicht ist die: Rat zur Vermeidung neuer Sünden, Arznei für gewisse sündige Zustände und Versuchungen zu empfangen. In diesem Fall eignet sich mehr ein Beichtgespräch, das mit der freien Privatbeichte von gleicher Würde ist.
- d) Es gibt auch eine ausführliche Beichte, in der der Beichtende sich dem Seelsorger genauer bekannt machen möchte. Diese Beichte wird zum Lebenslauf und geschieht am besten schriftlich. Der Beichtvater muß in diesem Fall Zeit haben, zu lesen und sich zu besinnen.
- e) Endlich kann ein Christ auch bei seinem Beichten die Absicht haben, sich zu demütigen, auch wenn er weiß und glaubt, daß ihm alle Sünden vergeben sind. Er will damit den alten Menschen töten und seinen Hochmut und die eigene Gerechtigkeit gründlich bekämpfen. Diese Art der Privatbeichte ist die seltenste, aber eine sehr edle Art.

Zum Schluß warnt Löhe noch vor der Zustandsbeichte, die keine einzelnen Früchte und Werke der sündigen Zustände bekennt und deshalb oft nur geringen Nutzen schafft. Vor allem aber warnt Löhe vor der Beichte ohne Reue und Leid, die er die schamlose Beichte nennt.

Welche dieser Beichtformen soll man wählen? Die Privatbeichte, die in der Reformationszeit geübt wurde, weicht später der allgemeinen Beichte und Absolution. In Löhes Zeiten erwachte die Privatbeichte von neuem. Löhe rät, bald die eine, bald die andere Form zu gebrauchen. Es ist gar nicht möglich, daß alle jedesmal die Privatbeichte üben. Wenn jemand ausschließlich die allgemeine Beichte für sich benützte, so würde er den Segen der Privatbeichte nicht kennen. Wer aber nur die Privatbeichte benützte, würde den Segen einer Beichtrede entbehren. Deshalb soll keine Art der Beichte allein gebraucht werden, sondern beide sollen in der Gemeinde lebendig bleiben. Möchte sich einer von einer besonderen Sünde entledigen, so soll er zur Privatbeichte gehen. Ist aber besondere Lust vorhanden, die Süßigkeit des gemeinsamen Beichtens und der gemeinsamen Absolution zu schmecken, dann gehe man zur allgemeinen Beichte. „Es hat ein Christ Macht und Fug zu beiden.“ Menschen, die ein Bedürfnis der Seele gar nicht kennen, sind schwer zu beraten. Für sie sagt Löhe: Die geringste Privatbeichte ist immerhin der öffentlichen vorzuziehen. Jeder Beichtende muß jedoch mit eigenem Mund vielerlei Dinge sagen:

1. Ich bin ein Sünder.
2. Ich glaube eine Vergebung der Sünden in Christo Jesu.
3. Ich bitte um Absolution.
4. Ich will mich bessern.

Diese vier Wahrheiten sollte jede Beichtformel enthalten.

Aber auch solches Beichten ist keine Garantie gegen den Leichtsinn und die Oberflächlichkeit des Beichtenden. Darum muß es auch eine *Verweigerung des Freispruchs* geben können. „Die Privatbeichte ist eine halbe Maßregel, wenn nicht zugleich der Bindschlüssel dem überlassen bleibt, der den Löseschlüssel führt. Verweigerung der Absolution und des heiligen Abendmahls muß in der Hand des einzelnen Pfarrers liegen. Es muß auf festen Bestimmungen ruhen, wem Absolution und das Sakrament zu verweigern ist, und in welcher Weise zu verfahren sei. Die Verweigerung selber aber im einzelnen Fall muß dem Pfarrer zustehen, obschon so, daß er der Kirche für sein Tun *verantwortlich* bleibt. Ein frommer Pfarrer weiß auch in diesem Stück Strenge und Güte zu vereinen; ein gottloser wird leicht ans Licht kommen.“

Der Beter

„Betender Hirte in betender Herde“ — diese Bezeichnung charakterisiert Löhe besser als eine lange Aufzählung seiner vielen Gebetshilfen und Gebetssammlungen. Dem freien Gebet, das auch für einen Mann, der die Sprache so glänzend beherrschte, doch Stückwerk blieb, zog er die aus dem Schatz der Kirche wieder ausgegrabenen alten Gebete vor, „die aus dem Winterschnee herausgeholtten fetten Kräuter“. Indem er sie der Gemeinde wieder vorbetete und sie ihr in Auswahl zugänglich machte, gab er ihr wirklich „Samenkörner“ (so heißt eine der Gebetssammlungen Löhes) für Haus und Familie in die Hand. Und weil das Gebet nicht nur zum rechten Leben, sondern auch zum seligen Sterben gehört, sam-

melte er in seinem „Rauchopfer“ Sterbegebete, damit seine Dettelsauer, wenn sie schon nicht gut lebten, wenigstens „gut sterben konnten“.

Dem in manchen Kreisen mit Leidenschaft geübten *gemeinsamen* freien Gebet steht Löhle mit einer aus der Erfahrung gespeisten Besorgnis gegenüber. „Vielleicht schwebt manchem, gleich als läge das Christentum auf diesem Punkte, die Frage auf den Lippen: ‚Wie? Verwirfst du es, daß Freunde miteinander beten?‘ Antwort: Nein, aber sieh wohl zu, daß du, mit Freunden Erbauung suchend, rein bleibst! Es müssen Freunde sein, wahrhafte Freunde – und hast du deren viele? Wirst du wohl mehr als drei oder vier haben? Es gibt Freunde, mit denen man arbeiten, Freunde, mit denen man über geistliche Dinge reden kann, Freunde, mit denen man Bruder ist in Christo Jesu und Glied an einem Haupte, aber am seltensten ist wohl das Freundesgebet. Der Mann muß groß sein in Gottes Augen, der drei oder vier Freunde hat, in deren Gemeinschaft er sein Herz vor Gott ausschütten kann. Wohl dem, der so ist!

Wo mehr als so viel in der Absicht freundschaftlichen Gebets zusammenkommen, ist große Gefahr der Heuchelei, der Eitelkeit, des Stolzes und einer Menge anderer Gefahren, die nicht leicht zu umgehen sind. Sollen dergleichen größere Freundeskreise Gott wohlgefällig sein, so müssen Geistliche an der Spitze stehen, welche durch Amt und Beruf dazu befugt sind und für ihr Wirken den göttlichen Segen voraushaben. Wahren Dienern Gottes aber wird es ohnehin allemal am Herzen liegen, die verschiedenen Klassen ihrer Beichtkinder näher an sich zu ziehen und Gottes Wort recht unter sie zu teilen. Wo ohne Zutun der Geistlichen dergleichen fürs Leben der Gläubigen nötig ist, wie ich denn gar nicht leugne, daß es Zeiten gibt, wo es nötig ist, da ist’s ein Zeichen, daß die Kirche entweder im Kranken oder Genesenden, aber nicht in Gesundheit ist, es mag nun die Schuld liegen, an wem sie will.“

Was bedeutet das Gebet im Ganzen der Unterweisung Löhes? „Es ist der größte Triumph des Glaubens, mit dem unsichtbaren Gotte das ganze Leben lang so umzugehen, als sähe man ihn; ihn nie zu sehen und trotzdem nicht zu zweifeln, daß man gehört und erhört sei.“

Solches Beten lernt man nicht von heute auf morgen. Auch im Beten ist noch kein Meister vom Himmel gefallen, es sei denn Christus selbst. Darum tut eine rechte *Vorbereitung zum Gebet* dringend not. Darüber finden sich viele Angaben in Löhes Traktat „Sabbat und Vorsabbat“. Kann man sprungweise in der Andacht sein und wieder außerhalb derselben? Nein, sagt Löhe, dem Sabbat muß ein Vorsabbat vorausgehen. Zu diesem rechnet Löhe sechs Stücke:

1. das Seufzen um die Kraft des Heiligen Geistes;
2. die Abwendung des Herzens von der Welt;
3. die stille, bewußte Abgeschlossenheit vom Irdischen;
4. die Heimkehr des Herzens zu Gott;
5. den Glaubensblick auf Gott;
6. das Umfassen dessen, zu welchem du schaust, und das gläubige Hangen an ihm.

„Jede Vorbereitung zum Gebet ist eine Bekehrung im Kleinen.“ Über die *Kontemplation* schreibt Löhe in seinem Traktat vom Gebet: „Es ist eine Gnade, wenn die betende Richtung der Seele vorhanden ist, eine tiefe Stille. So kann die Seele tönend werden wie ein Instrument. Darum bitte vor allen Dingen, daß du die Seelenrichtung erlangst, durch die du immerdar beten könntest!“

Wer sein Leben liebhat, macht Ernst mit seiner stillen halben Stunde. Nur die Instrumente spielen wohl, welche zuvor gestimmt sind. Auch die kirchliche Andachtsübung ist eine Himmelsleiter. Sie sollte mehr als das sein, sollte Flügel haben.

Soll man *lang oder kurz* beten? Darüber schreibt Löhe 1841 einen Aufsatz. Beten heißt eine Erhebung des Herzens zu Gott. Heute betet man gern auf einmal sehr lang und dann nicht mehr bis Abend. Früher betete man kurz

und oft. Damals kannte man Stundengebete. Die Meditation ist eine herrliche Vorbereitung der Seele; denn Löhe weiß, wie wichtig die Einstimmung für das Gebet ist. Das Gebet ist ein fliegender Pfeil, und dies um so mehr, je mehr die Seele zum Herrn erhoben ist. Es ist wahr, was man im Sprichwort sagt: Stoßseufzer sind die besten Gebete. Die Stunden, in denen die Seele zum Gebet geworden ist, sind ein seltenes Geschenk.

Wann sollen wir beten? Löhe ereifert sich leidenschaftlich für die tägliche und an jedem Tag häufige Übung des Gebets. Er schreibt im „Konrad“: Vergiß nicht die tägliche Übung des Gebets im Haus und Kämmerlein! Wichtig ist ihm die Bewegung von der Kirche ins Haus und Kämmerlein und vom Haus und Kämmerlein zur Kirche.

Welche Möglichkeiten gibt es zum Gebet? Jeder Augenblick eines geistlichen Tageslaufs bietet Gelegenheit (vgl. den „Geistlichen Tageslauf“ am Anfang der „Samenkörner“). Jede Handlung des Tages ist hier von einem kurzen Gebetsseufzer begleitet, vom Erwachen bis zum Löschen der Lichter. Besonderen Wert legt Löhe auf das Tischgebet. Er verwendet die Form von Luther, verbunden mit dem Vaterunser. Wichtig ist ihm auch, daß beim Schall der Betglocke das Friedensgebet gesprochen oder an das Leiden Christi gedacht werden soll. Viele schämen sich, fromm und andächtig zu erscheinen. Du aber schäme dich nicht!

Wofür sollen wir beten? Auch hier ist Löhe ein guter Lehrmeister, der uns die verschiedensten Anliegen zeigt, die weit über unsern Horizont hinausgehen. Er verteilt diese Anliegen auf alle Wochentage (vgl. die Vorrede zu den „Samenkörnern“ und die Übung in der Neuendetsauer Gemeinde). Er verwendet Kraft und Zeit auf den Hinweis, daß wir auch für die Feinde beten sollen: „O Brüder, die Feinde des Herrn können nicht beten! Kommt zu Hilfe ihrer Ohnmacht!“ Wenn die Jünger bitten: „Herr, lehre uns beten!“, dann bitten sie auch um

Belehrung, für wen sie beten sollen. Sollen wir auch für die Juden, Türken und Heiden beten? Nein, wenn damit der Fortgang ihrer Pläne gemeint ist; ja, wenn es um die Errettung ihrer Seelen geht.

Und schließlich noch einmal die *Frage nach dem rechten Ort und Kreis für das Gebet*: hier nennt Löhe wieder den Rhythmus vom Kämmerlein zur Kirche und von der Kirche zum Kämmerlein.

a) *In der Kammer*. Bete gern allein in der Kammer! Dabei ist der Eitelkeit der Weg nicht ganz, aber doch weithin abgeschnitten. Es gibt Dinge, die man in der Gemeinschaft nicht beten kann.

b) *Auch im Haus mit den Deinen*. Der Hausgottesdienst ist ein unschätzbare Kleinod. Die Hausgenossen werden sich lieben, wenn sie miteinander beten konnten. Löhe beklagte es, daß viele Menschen die Gebetsgemeinschaft mit solchen Freunden, die ihnen nicht so nahestehen, dem Beten mit der engsten Hausgemeinschaft vorziehen.

c) *In der Gemeinschaft von Freunden*. Trotzdem verwirft Löhe das Gebet unter Freunden nicht; aber „sieh wohl zu, daß du dabei rein bleibst! Es müssen wahrhafte Freunde sein.“ Hast du solche? Das echte Freundesgebet ist selten.

d) *Gebet in der Gesellschaft?* Wo mehr als drei oder vier zusammenkommen, ist große Gefahr der Heuchelei, der Eitelkeit, des Stolzes. In solchen Kreisen müssen Geistliche an der Spitze stehen, die durch Amt und Beruf befähigt sind.

e) *In der Kirche*. Sie ist so heilig wie der Tempel des Alten Testaments. Die Kirche, in der der Name Jesu verkündigt wird und die Gemeinde sich zum Gebet sammelt, hat einen großen Segen. Die Menge der Christen soll beseelt sein von einem Geist, und der vorbetende Hirte soll nur der Mund seiner Schafe sein. „Das gemeinschaftliche Gebet der Kirche ist eine einzige große Seligkeit.“ Es ist die höchste Liebesübung, da man miteinander, füreinander, für die ganze Welt betet. Das Gebet löst ab von der Welt, macht frei von Sündenlust und führt in Gottes Nähe. Dieser Segen sei dein, du konfirmierter Christ! Am Schluß der „Drei Bücher von der Kirche“ schreibt Löhe: „Die Kirche ist nicht bloß eine lernende, sondern auch eine betende. Sie betet sprechend und singend an, und der Herr wohnt unter ihren Lobgesängen und Sakramenten.“

Dabei ist es Löhe wichtig, daß die Gemeinde das Gebet des Pfarrers durch ihr laut gesprochenes „Amen“ zu ihrem eigenen macht.

Sollen auch die Kinder beten? Darüber gibt es einen Traktat von 1845. Löhe wendet sich an die Eltern, namentlich an die Mütter. Die Kinder sollen dem Herrn dargebracht werden. Die Mütter sollen aber nicht nur *für* ihre Kinder, sondern auch *über* ihnen beten. Der Hand und dem Geist der Mutter folgt Auge, Hand und Herz des Kindes. Das betende Verständnis des Kindes geht von der Dämmerung bis zum lichten Tag. Das getaufte Kind ist ein werdender Christ. Zwinge dein Kind nicht zum Beten! Einen fröhlichen Beter hat Gott lieb. Gesegnet seien die betenden Familien!

Hat das Beten Erfolg? Im Gebet und als Antwort auf das Gebet geschehen auch heute Gottes große Taten. Nicht Gewalt und Weisheit, sondern das Gebet hat Schlachten gewonnen. „Die Beter aber werden Königskronen tragen, weil sie auf Erden königliche Gewalt fanden und Segen ausgestreut haben über ganze Strecken des Landes, obgleich auf Erden kein Mensch ihr Kommen sah, noch das Haupt vor ihnen entblöste.“

Der Liturg und Gestalter der Gottesdienste

„Die höchste Vereinigung der Seelen auf Erden ist im gemeinschaftlichen Gebet, in der gemeinschaftlichen Darbringung der geistlichen Opfer, in der *Liturgie*. Bestände nun in unserer Kirche ein rechter, wahrhaftiger, geordneter, die Seelen in höchster Tätigkeit und Feier vereiniger Gebetsgottesdienst, oder wäre die Freiheit gegeben, einen solchen da, wo Sinn und Fähigkeit dazu vorhanden ist, aufzurichten, so wäre die heiligste Übung und das heiligste Leben unserer Vereinigung dahin verlegt, wohin sie gehört, ins Haus des Herrn. Die Sache hätte ihren schönsten Gipfelpunkt und zugleich den besten Weg gefunden, auch diejenigen Gemeindeglieder nach und nach herbeizuziehen, welche der Welt noch dienen.“

Weil die Kirche nicht bloß eine lernende, sondern auch

eine betende ist, darum sind ihre Gottesdienste mehr als erbauliche Predigtvorträge. Diese Kirche „betet nicht bloß in ihren einzelnen Gliedern in den Kammern, sondern zusammen in Haufen in ihren Versammlungshäusern. Sie betet sprechend, sie betet singend an. Und der Herr wohnt unter ihren Lobgesängen mit seinen Sakramenten. Ihr Nahen zu ihm, sein Nahen zu ihr – die heiligen Formen ihres Nahens und seines Kommens nennen wir die Liturgie. – Diese Formen sind frei, wenige Stücke sind gebotene Sache. Aber trotz der Freiheit hat sich die Kirche von Anfang an her für gewisse Formen mit Wohlgefallen erklärt. Eine heilige Mannigfaltigkeit des Singens und Betens hat sich gebildet, und ein lieblicher Gedankengang des Nahens und Fernens von dem Herrn hat sich beliebt gemacht. Wie die Sterne um die Sonne, so wandelt die Gemeinde in Gottesdiensten voll Lieblichkeit und Würde um ihren Herrn. In heiliger, kindlicher Unschuld, die auch nur ein kindliches, unschuldiges Herz recht versteht, bewegt sich die Schar erlöster, geheiligter Gotteskinder feierend um den allgemeinen Vater und um das Lamm, und der Geist des Herrn führt ihren Reigen. Es ist nicht auszusagen, welche Seelenlust und welche Himmelswonnen für diejenigen, die so etwas genießen können, in der Teilnahme an der Liturgie liegt; auch spricht sie, von frommen Herzen gefeiert, den minder Frommen mächtig an, und keine lieblichere Gestalt, keine lockendere Freundlichkeit beweist das reine Bekenntnis, als wenn es anbetend und lobsingend vernommen wird.

... Es muß auch hier erst wieder eine *Gewöhnung* eintreten, und was unnatürlich geworden ist, muß natürlich werden durch Gebrauch. Darum scheue man sich doch nicht, den Anfang zu machen! Wer seine Lust schauen will an den Gottesdiensten des Herrn, der eile, auf daß er erquickt werde, ehe er hinfährt aus der Zeit! Zwar ist die Liturgie eine Frucht des inwendigen Lebens, aber gleich einer süßen Frucht des guten Baumes kann sie auch zur Speise dienen, die nach mehr verlangend macht.

Man scheue sich nicht, die Liturgie zu lehren! Sie wird gelehrt wie der Katechismus; sie *kann* Lippenwerk sein wie dieser, aber sie *muß* es nicht. Man kann vorsehen, daß sie es nicht wird, und ungelehrte Seelen zieht man nicht herbei.

Man hüte sich jedoch, die liturgische Freiheit zur Erzeugung neuer Liturgien zu mißbrauchen! Man gebrauche sie viel lieber, am Alten erst Verstand und Geschmack der Sache zu lernen, ehe man sich für fähig hält, Neues und Besseres zu geben! Wer das Alte nicht erprobt hat, kann nichts Neues geben. — Es ist ein Jammer, wenn jeder sich so seine eigenen Gedanken über Lied und Liturgie macht, ohne je der Sache gründlich auf den Boden gesehen zu haben. Man lerne doch erst in der Stille und tue nicht, als *ob sich's von selbst verstünde, daß man alles verstehe!* Hat man erst am Alten gelernt, so kann man den Gewinn der neuen Zeit (Sprache und Sprachform) zum Besten der Liturgie anwenden.“

Aber gerade Löhe, der die „schönen Gottesdienste“ feierte und ausführliche liturgische Studien trieb, alte Formen mit neuem Gehalt füllte, aber auch ganz neue Litaneien schuf — gerade er *warn*t auch vor einer *Über*schätzung äußerer Formen, so hilfreich sie sind: „Die Kirche bleibt, was sie ist, auch ohne Liturgie. Sie bleibt Königin, auch im Bettlergewande. Es ist besser, daß alles dahinfalle und nur die reine Lehre ungefährdet bleibe, als daß man im Schmuck und in der Zier herrlicher Gottesdienste wandle, denen Licht und Leben mangelt, weil die Lehre unrein geworden ist. — Jedoch es werde nur der Protest oft und feierlich eingelegt, so wird man nicht nötig haben, die Kirche im Bettlergewande gehen zu lassen. Vielmehr werden sich dann ihre Gebete, ihre Lieder, ihre heilige Ordnung, die heiligen Gedanken ihrer Liturgie dem Volke auf unschuldige Weise einprägen und in Predigt und Katechese wie ein lebendiges Buch zum Beweis und Nachweis brauchen lassen. Der wahre Glaube wird nicht allein in der Predigt laut werden, sondern er

wird durch Gebet eingebetet, durch Gesang eingesungen werden. Die Liturgie wird alsdann der Kirche zu neuer Befestigung gegen ihre Feinde dienen. Sie wird eine heilige Schutz- und Trutzwaffe in des Herrn Kriegen sein.“

Mancher hat *Löhe des Romanisierens verdächtigt*. Eine beim Gebet an Wochentagen kniende Gemeinde, das Psalmensingen in den täglichen Gottesdiensten, die von vielen geübte Einzelbeichte, die Tatsache, daß Löhe einen Heiligen-Kalender und ein Märtyrerbuch herausgab — das alles zusammen mußte da und dort „verdächtig römisch“ wirken. Aber Löhe wußte um die Gefahren liturgischer Herrschaft. *Er verwies die Liturgie eindeutig auf ihren dienenden Platz.*

„Ich glaube, daß Verfassung und Organismus, Liturgie und Zeremonien, soviel sie im Dienst der Wahrheit nützen können, doch keine Kirche im wahren Sinne des Wortes konstituieren. Daher kommt das Heil der Kirche nicht; das sind wohl Früchte der Kirche, aber nicht ihre Wurzeln. Zur Freude der lauernden Feindin, zur tiefen Betrübnis aller Kinder Gottes, die da sehen, überschätzen heutzutage viele die Bedeutung jener äußerlichen Dinge und merken nicht, daß sie jedenfalls auf der Straße nach Rom sich befinden, wenn sie durch Organisation und Liturgie usw. das Heil der Kirche schaffen zu müssen vermeinen. Sie vergessen auf ihren Wegen das große, für unsere Zeiten vielleicht größte Wort der Augustana, nämlich das ‚Es ist genug‘ des 7. Artikels, und den Fluch, welchen der Allmächtige denen spricht, die Fleisch für ihren Arm halten und Gottes Kirche, die auf Adlersflügeln wunderbare Wege getragen wird, auf Menschenkrücken wollen gehen lassen. Nein, die heilige Kirche Gottes, die unsichtbar ist und bleibt im Ganzen und sichtbar erscheint, bald hier, bald dort, je nachdem ihre Fahnen bald hier, bald dort wehen und ihre Zeichen in Wort und Sakrament bald hier, bald dort erscheinen — ist ein Wunderwerk ihres einigen Herrn und Meisters, welches sich als unabhängig von allem, das nicht Wort und Sakrament heißt, erwiesen hat und auch ferner erweisen wird.“

Wer *Löhe am Altar* erlebt hat, war davon zutiefst ergriffen. „Seine Seele war eine Flamme, die auf dem Altar Gottes loderte. Das ‚Dreimal Heilig‘ aus Jesaja 6 war ihm einst zur Ordination als besonderes Gotteswort geschenkt worden. Darum betete er am Altar in der Gegenwart

Gottes und der heiligen Engel. In ihrer Gegenwart feierte er das heilige Abendmahl. Die Engelsinggestalten im Chor der Diakonissenkirche zu Neuendettelsau erinnern an die Gegenwart der heiligen Majestät.“ (Friedrich Hauß)

Dabei war Löhe nicht musikalisch gebildet. Die eifrig getriebenen Violinstunden scheinen wenig Erfolg gehabt zu haben. Sein eigener Konrektor Lotze schreibt darüber: „Löhe war ein großer Ästhetiker; in der Musik war er vollständiger Laie, er konnte keine Choralzeile singen, obwohl sein liturgisches Sprechen wie Musik klang.“ Aber derselbe Zeitgenosse rühmt Löhe als Liturgen: „Wenn er mitten unter seiner Gemeinde an den Altar trat, sah man deutlich: hier ist das Lebenselement dieses Mannes; hier ist er in seinem Eigensten. Darum vermochte er auch mühelos und ungesucht die ganze Versammlung zu derselben weihevollen Andacht zu stimmen. Ein Sänger war er nicht. Um so stärker wirkte seine priesterliche Persönlichkeit und die eigenartige Musik seiner edlen Männerstimme, mochte er nun die alten, herrlichen Gebete der Agende gebrauchen oder bei Gelegenheit in freien Gebeten seine Seele vor Gott ausschütten. Die reiche Sammlung lutherischer Kirchenordnungen und Gebetbücher, die sein Bibliothekszimmer in dem schlichten Pfarrhause füllten, haben mitgeholfen, daß der eifrige, gelehrte Forscher zugleich ein so klassischer, auserwählter Liturg wurde. Natur und Gnade hatten hier einen wundersamen Bund geschlossen.“

Als Lotze einst den großen hannoverschen Lutheraner D. Uhlhorn durch Neuendettelsau führen und dann nach Heilsbronn begleiten durfte, sagte dieser zum Abschied: „Am meisten beneide ich Sie um Ihre Gottesdienste. So etwas habe ich noch nie gehört“.

In der Tat — die Höhepunkte „im Leben der Gemeinde und der Anstalten waren die Gottesdienste in dem unscheinbaren Gnadenkirchlein. Die Wochengottesdienste mittwochs und freitags waren ganz, die sonntäglichen Feiern übervoll, Orgelspiel sicher, Gesang mächtig, Litur-

gie vollständig und musterhaft . . . Die Bauern sangen stark, aber hart und rau, oft im Dialekt. Es war aber bei dem allen ein so unerbittlicher Ernst, eine so mächtige Inbrunst, daß das ästhetisch geschulte Gehör alles willig ertrug und über der Hauptsache die nebensächlichen Äußerlichkeiten vergaß.“ Den Gang des Gottesdienstes verglich Löhe gern mit einer Bergwanderung in einem zweigipfligen Gebirge, dessen einer Gipfel die Predigt, dessen zweiter Gipfel das Sakrament des Altars ist. „Man ist bei dem Hauptgottesdienst immer im Steigen begriffen, bis man bei dem Tisch des Herrn angelangt ist, wo man nichts Höheres mehr über sich hat als den Himmel und deshalb nur noch im Nunc dimittis einen entsprechenden Ausdruck für das inwendige Sehnen findet.“

Der Prediger

„Die Synthese von solidester Textausnutzung und plastischer Darstellung, von ungesuchter Naheanwendung und fast prophetischer Weitschau macht — nach dem Urteil eines Theologen aus der Union — das Studium der Löheschen Predigtsammlungen (es gibt eine Epistel- und eine Evangelienpostille) zu einem Ereignis.“

Was war das Besondere an der Predigtweise Löhes? Er hascht nirgends nach Popularität oder krampfhafter Aktualität. Sprichwörter wendet er spärlich an, Zitate vermeidet er grundsätzlich, Geschichten zur Illustration findet man bei ihm kaum. Aber die Bezogenheit auf die Mitte der Schrift und die meisterhafte, der Sache jeweils angemessene Sprache zeichnen diese Predigten aus. Am bekanntesten sind seine Vaterunser-Predigten und seine sieben Vorträge über die Worte Jesu am Kreuz. Auch bei Löhe liegt das Geheimnis seiner Predigtgabe in einer gediegenen Vorbereitung, solange er das konnte. Am Montag bereits machte er sich über das Studium des Predigttextes und schrieb dann die Predigt — oft mehrmals — mit der Hand nieder. „Meine Predigten muß ich mit

Schmerzen gebären, vom Montag bis Sonntag arbeite ich die ersten Stunden des Tages (er begann meist um 5 Uhr früh!) an der Predigt. Ich seufzte, bete und bange, bis ich auf die Kanzel gehe, und dann wird Gottes Gnade neu.“

Hören wir auch hier noch einmal auf Ernst Lotze: „Daß der große Dorfpfarrer zu den ersten Predigern der Zeit gehörte, mußte Freund und Feind zugeben. Seine Erscheinung, seine ungezwungen feierliche Haltung und vor allem die herrliche Stimme voll männlicher Kraft und hinreißender Güte, modulationsfähig für alle Empfindungen und von metallischem Wohlklang, alles ohnegleichen. Professoren und Bauern, Fremde und Diakonissen, Kinder und Greise wurden wie von einer magnetischen Kraft festgehalten, so daß die Spannung sich steigerte bis zum Ende. Hier war Gottes Geist mit seinen Gaben, den inneren und äußeren . . . Etwa fünfundzwanzig Jahrgänge sorgfältig geschriebener Sonntagspredigten lagen vor. Nun aber, als die Gründung und Pflege der Anstalten so viel Zeit kostete, mußte er sich ohne schriftliche Vorbereitung behelfen. Er mußte extemporieren. Aber wie geschah das! Da gab es keine Wiederholungen, keine verkrüppelten Sätze, keine Pausen, sondern nach Form und Inhalt war alles wie gegossen bis zum letzten Wort. Freilich — solcher Meister der deutschen Prosa hat es nur wenige gegeben. Er wußte seine Hörer zur stillen Mitarbeit an seiner Gedankenentwicklung zu nötigen. Es sagte einmal ein klassisch gebildeter Zuhörer: ‚Man weiß nicht, ob der Mann größer ist in der logischen Entwicklung oder in der erschütternden Anwendung und Ermahnung.‘ Und dabei doch diese Einfachheit, daß jeder Bauersmann folgen konnte. Seine beständige Beschäftigung mit der Predigt- und Erbauungsliteratur unserer Kirche gab seiner Redeweise das Hauptgepräge. So klassisch abgerundet und schön die Sprache in seiner Evangelienpostille ist, so ergreifend populär wußte er zu seinem Volke zu reden.“

Seine *erste Predigt* hatte Löhe 1828 am Sonntag nach Weihnachten in Poppenreuth über Hebräer 13, 8 gehalten, unter heftigen Zahnschmerzen, aber „ohne Stocken noch Angst bei stiller Versammlung“. Im Lauf der Jahre trafen sich unter seiner Kanzel die verschiedensten Persönlichkeiten. Professoren und Marktfrauen, Bürgermeister der Stadt und Bauern kamen, um Löhe zu hören. Manche brachen vom Ries und Altmühltal schon in der Nacht auf, um zur Gottesdienstzeit in Neuendettelsau zu sein. Hatten sie dann die Predigt gehört, so begleiteten sie Löhe noch zu einem Filialort und hörten dort meist eine zweite Predigt von ihm und kehrten dann spät am Abend wieder heim. In Nürnberg waren die Kirchen überfüllt, wenn Löhe predigte. Dabei mutete er seinen Hörern einiges zu. Oft dauerten sie am Nachmittag bis in den Abend hinein, so daß der Mesner Kerzen auf die Kanzel brachte, obgleich der Gottesdienst schon vor drei Uhr begonnen hatte.

„Löhes Predigten sind nichts anderes als nachgedachte Gedanken Gottes, denen er die Sprache leiht“ (Bezzel). Dabei entbehren sie meist der Einengung durch Fesseln einer Predigtlehre. Sein schöpferischer Geist entledigt sich solcher Fesseln. In der Vorrede zur 2. Auflage der „Sieben Predigten“, der ersten von Löhe herausgegebenen Predigtsammlung, zitiert er, um *seine eigene Predigtweise zu erklären*, Fénelons Gespräche über die Beredsamkeit:

„Es wird freilich eine Ordnung erfordert, aber eine solche Ordnung, die man nicht gleich beim Anfang der Rede den Zuhörern verheißt und entdeckt. Cicero sagt, es sei fast allezeit am besten, sie zu verstecken und den Zuhörer dahin zu führen, ohne daß er es gewahr werde. Ja er sagt, . . . daß ein Redner die Ordnung verstecken soll, auch sogar bis auf die Zahl seiner Beweisgründe, dergestalt, daß man sie nicht zählen könne, ob sie schon an und für sich unterschieden seien, und daß man keine deutlich angemerkte Einteilung der Rede sollte sehen lassen. Allein die Plumpheit der letzten Zeit ist so groß geworden, daß man die Ordnung in einer Rede nicht erkennt, es sei denn, daß derjenige, der sie hält, bald bei dem Anfang den Zuhörern davon Nachricht gebe und sich bei einem jeglichen Punkt aufhalte.“

Fragt man nach dem Geheimnis, warum Löhes Predigten so außerordentlich wirkten, daß sowohl die Burschen von St. Ägidien in Nürnberg drastisch sagten: „Jetzt, das ist aber ein Kerl“, aber auch gelehrte Professoren in Erlangen konstatierten: „Ich muß sagen, daß ich noch keinen solchen Prediger gehört habe“, dann ist hier nicht nur die Kunst der Rede anzuführen. Dazu kommt sein Bemühen, *jeweils* die der Gemeinde und dem Gotteswort *angemessene Sprache* zu sprechen. Auch hier war er frei von den üblichen Methoden. Sein Biograph Deinzer schreibt dazu:

„So wenig Löhe bei der Ordnung der Gedanken an pedantische Regeln sich band, so wenig mochte er jene Sprache Kanaans auf der Kanzel, welche über dem Versuch, die Ausdrucksweise der Väter nachzuahmen, notwendig maniert wird und durch das altmodische Gewand, in welchem der Gedankeninhalt hier erscheint, namentlich auf gebildete Zuhörer einen fremdartigen Eindruck macht. Löhe verlangte für die Predigt eine natürliche, der eigenen Persönlichkeit entspringende und der gebildeten Sprache des Jahrhunderts angemessene Rede-weise . . . Dasjenige aber, was in den Augen so vieler diesen Predigten einen besonderen Reiz gab, war die jugendliche Frische und blühende Phantasie, die in ihnen waltet.“

Das Entscheidende aber war trotz allem Löhes Mut, in jeder Predigt *ganz am Text* zu bleiben und die Dinge beim Namen zu nennen, auch wenn er dabei hier und dort anstieß. Daß Löhe gerade wegen seiner angriffigen Predigten so viel Widerstand erfuhr, stellt ihn in die Reihe der großen Verkündiger des Wortes Gottes. Die Schriftgemäßheit seiner Predigt konnte ihm keiner abstreiten.

Ökumenische Verantwortung: Mission — Auswandererfürsorge — amerikanisches Luthertum

Während Löhe im Kampf gegen ein liberales Landeskirchentum aufzugehen schien, äußerte sich der Tholuck-sche Anzeiger über ihn: „Unter dem harten Panzer luth-

rischer Orthodoxie schlägt dem Manne ein volles christliches und apostolisches Herz.“ Dieses Herz war nicht nur auf die fränkischen Gemeinden oder auf die bayerischen Lutheraner gerichtet. Es hatte Raum für Nöte der Christenheit in der weiten Welt. Dabei geht die kirchliche Pflege deutscher Auswanderer und Ansiedler in Nord- und Südamerika mit außerordentlich mühevollen Missionsversuchen unter den Indianern und mit fruchtbaren Einwirkungen auf das amerikanische Luthertum Hand in Hand. Eines wächst aus dem andern, jedes fördert auch das andere.

Daß Löhe bereits in seinen ersten Vikarsjahren mancherlei Schwierigkeiten bekam, weil er Missionsstunden hielt und den Missionsgedanken der Gemeinde nahezu bringen bemüht war, wurde schon berichtet. 1841 las er in einem „Aufruf zur Unterstützung der deutsch-protestantischen Kirche in Nordamerika“ von der Not der Glaubensgenossen jenseits des Ozeans. In dem von seinem Freund Wucherer herausgegebenen Nördlinger Sonntagsblatt druckte er einen Auszug ab und bat um Hilfe.

„Tausende, ja Hunderttausende sind aus deutschen Landen übers Meer gefahren, eine neue Heimat zu suchen. Deutscher Väter, deutscher Mütter Kinder, deutscher Brüder Geschwister, deutscher Geschlechter Verwandte, deutscher Freunde Jugendgenossen wandeln in großen Scharen unter einem andern Himmel, auf einer andern Erde. Ist mit den Leibern auch die Liebe weggegangen? Ist das Andenken an entfernte Lieben gestorben? Väter, fragt ihr nicht nach euern Kindern? Mütter, kümmern euch die nichts mehr, die eure Brüste gesogen haben? Ist es so kalt in Deutschland, daß die Liebe, die doch in jede Brust gepflanzt ist, die Liebe der Eltern und Kinder, die Liebe der Blutsverwandten, nicht mehr gedeiht? Hat das Volk deutsche Art verlernt? Ist es verwandelt, das Vaterland der Familienliebe? . . .

Unsere Brüder wandeln in den Einöden Nordamerikas – ohne Seelenspeise. Wir legen unsere Hände in den Schoß und vergessen der Hilfe. Desto eifriger nahen sich die Diener des Papstes und die Liebhaber der Sekten. Auch ihre Liebe scheint heilig; die Notleidenden verschmähen sie nicht. Sie erwidern die Liebe, sie wenden sich mit ihren Kindern zu der römischen

Kirche, zu den Sekten. Den Dürstenden scheint trübes, unreines, ungesundes Wasser immer vorzüglicher als der Tod durch völliges Versdmachten. Und wir sollten nicht Hilfe leisten? Wir sollten zusehen, wie unsere Glaubensgenossen aus Mangel an Hirten verführt werden – zusehen, wie sich die evangelische Kirche Nordamerikas auflöst? Schmach über uns, wenn wir hier nicht täten, was wir können! Die Heidenmissionen unserer Kirche unterstützen wir, und die vorhandenen Gemeinden unserer Kirche... lassen wir untergehen? Tausende lassen wir versdmachten, da wir uns so viele Mühe geben, um einzelne zu gewinnen? Wir beten, daß sich der Herr eine ewige Kirche aus den Heiden sammle, und gesammelte Gemeinden lassen wir der Verführung zum Preis? Die uns so nahe stehen, vergessen wir und strecken uns nach denen, die noch den Götzen dienen. Eins sollte man tun und das andere nicht lassen! Auf, Brüder, lasset uns helfen, soviel wir können!...

Nun, wohlan, lieben Brüder, in Bremen, in Stade sind bereits Männer zusammengetreten, um dem Hilferuf nordamerikanischer Christen Raum zu geben. Lasset uns nicht dahinterbleiben! Ist unter euch jemand, der selbst gehen kann und darf, ein Prediger, ein Kandidat, den nicht andere Pflichten halten, ein junger Schullehrer, sonst einer, der sich zum Schulamt eignet: dort drüben ist Arbeit, dort könnet ihr die vollen Schätze des Evangeliums, die ihr gesammelt, leeren, und der Herr wird euch immer aufs neue mit seinen Gütern füllen. Ist einer, der selbst zu gehen weder Beruf noch Befähigung hat, der mache durch reichliche Gaben es möglich, daß andere gehen können! Auch das ist eine Mission, und zwar eine solche, die aller Unterstützung wert ist! Ist irgendein treuer Hirte einer Heimatgemeinde, der das liest, der weise dem guten Willen besserer Gemeinden den Weg, zu helfen! Ein jeder helfe, wie er kann! Alle aber wollen wir in der Kirche und im Hause, im Morgen- und Abendsegen, beten, daß der Herr die Verlassenen nicht verlasse und die irrenden Schafe heimhole. – – – “

600 Gulden gingen ein, und ein frommer Schuhmacher-geselle, Adam Ernst von Oettingen, stellte sich für den Missionsberuf in Amerika zur Verfügung. Als sich dazu noch Georg Burger aus Nördlingen fand, beschloß Löhe, beide als Schullehrer für deutsche Auswanderer in Amerika auszubilden. Durch ihr Handwerk sollten sie sich nebenher ihr Brot verdienen. Mit der Ausbildung und 1842 erfolgten Aussendung dieser „Nothelfer“ legte Löhe

den Grund zum späteren Neuendettelsauer „*Missions- und Diasporaseminar*“, das jahrelang die Inschrift „*Missionsanstalt für Nordamerika*“ trug. Adam Ernst übernahm eine neu errichtete deutsche Schule in Kolumbus (Ohio) und saß abends auf seinem Schusterschemel. Bürger trat noch zu weiterer Ausbildung in das theologische Seminar in Kolumbus ein. Damit war die Verbindung zur kleinen Ohio-Synode hergestellt, die von Löhe dringend die jährliche Entsendung solcher ausgebildeter junger Männer erbat. Um dieses Unternehmen zu finanzieren, gab Löhe seit 1843 die „*Kirchlichen Mitteilungen aus und über Amerika*“ heraus mit einer Anfangsausgabe von 8000 Stück. Nun begann er auch Pfarrer für diesen Zweck auszubilden, die sich allerdings ab 1847, inzwischen auf über 20 angewachsen, aus Bekenntnisgründen von der Ohio-Synode trennten und sich, wenn auch unter Bedenken Löhes, zusammen mit 12 missourischen Pastoren zur lutherischen Synode von Missouri, Ohio und andern Staaten zusammenschlossen.

Wie sehr Löhe darüber auch die *Heidenmission* nicht vergaß, zeigt seine 1843 erschienene Schrift „*Die Mission unter den Heiden*“. Er erwägt, deutsche evangelische Ansiedlerkolonien in der Nähe von *Indianersiedlungen* zu gründen. „Man sollte vom Erbarmen getrieben werden, diesen vom Schauplatz der Welt verschwindenden Stämmen der Indianer den letzten Dienst zu erweisen, ihnen mit der Fackel des ewigen Evangeliums heimzuleuchten in die Ewigkeit.“ Im April 1845 schiffen sich zu diesem Zweck die ersten Kolonisten nach Amerika ein und gründen „*Frankenmut*“ (Michigan). „An ihnen sollten die Indianer mit Augen schauen, wie schön und gut es bei Jesus ist.“ Eine Schule für Indianerkinder und Löhes Kirchenordnung zeichnen Frankenmut aus. Weihnachten 1846 werden die ersten Indianer getauft, ein Jahr später Missionsstationen gegründet. Pfingsten 1849 wurde bereits das 19. Heidenkind in Frankenmut getauft.

Gleichzeitig gründete Löhe in der Heimat die „*Gesell-*

schaft für Innere (später kam dazu die Erweiterung: „und Äußere“) *Mission im Sinne der lutherischen Kirche*“. Auch die Volksmission wurde als Aufgabe erkannt. Spürbare Impulse missionarischer Verantwortung in der Heimat und unter den Heiden strömten in die Gemeinden und weckten neues Leben. In Amerika gab es freilich Rückschläge und Schwierigkeiten. Durch den Weggang des äußerst tüchtigen Indianermissionars Baierlein, der das Vertrauen der Indianer in besonderem Maße besaß, nach Ostindien geriet diese Arbeit seit 1853 in ernste Krisen und mußte 1867 ganz aufgegeben werden, obwohl Löhne durch Aussendung neuer Missionare noch einen Versuch gemacht hatte: 1859 wurden in Jowa vier Missionare, drei Missionsgehilfen und zwei Kolonisten zur Missionsarbeit unter den Upsaroka in den „Schwarzen Bergen“ abgeordnet. Die Ermordung eines dieser Missionare durch die Indianer am Powder River (1860) und der Indianeraufstand (1864) machten schließlich diese Missionsversuche zunichte.

Und doch waren die Opfer nicht umsonst gebracht. Die heimatliche Kirche und die seit 1854 gegründete Jowa-Synode erlebten etwas davon, daß „das Blut der Märtyrer der Same der Kirche“ ist. Diese Synode war auf Betreiben Löhnes mit einigen seiner Sendboten gegründet worden, nachdem es zwischen ihm und den Missouriern aus theologischen Gründen zum Bruch gekommen war. Die Unterstützung dieser Jowa-Synode mit geistlicher Zurüstung, Geldmitteln und Pfarrern war Löhne auch weiterhin ein wichtiges Anliegen. Sie wurde eine „Tochterkirche“ Neuendettelsaus.

Die eigentliche Heidenmission war Löhne also nur spärlich gelungen und schließlich gescheitert. Aber der einmal in Neuendettelsau und der heimatlichen Kirche geweckte Missionswille blieb lebendig. Sechs Jahre nach Löhnes Tod reisten die ersten beiden Missionskandidaten von Neuendettelsau nach Australien aus. Und wieder acht Jahre später landete Johannes Flierl aus Neuendettelsau

als erster Missionar für Kaiser=Wilhelms=Land auf *Neuguinea*.

Damit begann — als späte Frucht Löhes — eine Geschichte des Segens. Die Missionsarbeit unter den Papuas, die zu den tiefststehenden und wildesten Menschen der Erde gehören, war bestimmt nicht einfach. Sie war zugleich eine nur mit Geduld und Glaubenskraft zu leistende Kulturaufgabe. Sie ist noch lange nicht abgeschlossen, und jährlich reisen neue Missionare von Neuendettelsau nach Neuguinea, wo heute schon eine Kirche von 170 000 Gliedern gesammelt ist. Welch eine Ernte durch Gottes Gnade, der Löhe zu seinem Werkzeug auserkoren hatte!

Prüft man die *ökumenischen Beziehungen Neuendettelsaus* in seiner Geschichte einmal nach, dann eröffnet sich eine ungeahnte Weite. Es ist die Weite der lutherischen Kirche in der Welt. Wir finden „Neuendettelsauer“ außer in kirchlichen Notstandsgebieten Deutschlands in Aden, Frankreich, Holland, Österreich, Polen, Slowakei, Rußland, Schottland und in Ostafrika, vor allem aber auf den Hauptarbeitsgebieten Nordamerika, Australien, Neuguinea und Brasilien. Noch heute wird der Pfarrernachwuchs für Brasilien zu einem guten Teil durch Kandidaten des Neuendettelsauer Seminars gedeckt. Auch nach Kolumbien reisen sie aus, so wie sie nach dem 1. Weltkrieg nach Palästina und der Ukraine zogen.

Aber kehren wir nach diesem Blick in die Gegenwart noch einmal zu Löhes Auswandererfürsorge zurück, um einige wesentliche Züge dieser Arbeit nicht zu übersehen. Löhe hatte sich hier an ein Werk gewagt, das man auch als *kirchlich-völkische Kolonisationsaufgabe* würdigen muß.

„Um diese Zeit war es, daß wir einsahen, es könnten, nachdem einmal ein Anhaltspunkt durch Frankenmut gegeben war, leicht in jenen Gegenden von Michigan noch mehrere Kolonien entstehen, welche, wenn sie auch nicht gerade um der Indianermission willen gestiftet wurden, doch Sammelpunkte für die lutherischen Auswanderer aus den fränkischen Gegenden werden könnten. Daher rieten wir einem Teile der Auswanderer,

welche dem ersten Häuflein vom Jahre 1845 nachziehen wollten, zur Errichtung einer zweiten Kolonie, damit für künftige Nachzügler bereits eine Auswahl gegeben und dadurch die Gegend von Frankenmut desto mehr ein Sammelpunkt verschiedener Auswanderer des lutherischen Bekenntnisses werden möchte. Schnell entschlossen sich auch eine Anzahl auswandernder Familien, zusammenzustehen. Sie reisten unter Anführung eines treuen Herzens, des nunmehrigen Pastors *Gräbner*, ab und gründeten noch schneller *Frankentrost*. Beide Kolonien, wenige Stunden voneinander entfernt, sind schon jetzt nicht unbedeutende Orte.

Während es sich nun mit Frankenmut und Frankentrost machte, erweiterte sich unser Kolonisationsgedanke, und wir dachten an ein wanderndes, *im Dienste der Kolonisation stehendes Kapital*. Wir verstanden darunter ein Kapital, von welchem alljährlich ein zusammenhängender Fleck Landes in der Nähe der beiden andern Kolonien gekauft und an eine Gesellschaft lutherischer Auswanderer wieder verkauft werden könnte. Das Kapital sollte von Ort zu Ort wandern und Stätten bereiten. Wir griffen die Sache in Verbindung mit zwei Freunden in Nürnberg an, und die Sache kam unter dem Zujuchzen unsrer Freunde in Michigan zustande. Zwei von uns verschafften mehrere tausend Gulden. Um dieselben sollte der Platz zu einer neuen Niederlassung gekauft werden. Beim Verkauf sollten auf jeden Acker Landes einige Groschen gelegt und durch diesen Überschuß nicht bloß die Zinsen, sondern auch alljährlich ein Teil des Kapitals abgezahlt werden. Zum Abtrag des Kapitals wollten wir auch sonst manchen Beitrag gewinnen, und wir hatten schon gerechnet, daß in einer kleinen Reihe von Jahren sich das Kapital selbst bezahlt haben und ganz frei im Dienst der Kolonisation stehen würde. Kämen aber auch Hindernisse einer sehr schnellen Abzahlung, so hatten wir doch gar keinen Zweifel, daß sich die Sache ganz wohl machen würde . . .

So war nun ein schöner Anfang gemacht, und während man allenthalben über nationale Kolonisation berät, sind wir schon durch die Tat zuvorgekommen. Denn das nationale Element trug sich auf unsern kirchlichen Kolonisationsplan wie von selbst über.“

Damit verbindet Löhle auch einen *sozialen Gedanken*. Er gründet die Kolonie „Frankenhilf“ im Blick auf „arme Brautleute, welche im Vaterland keine Hoffnung haben, einen eigenen Herd begründen zu können. Zwar steht es nicht in der Macht der Unternehmer des Plans, völlig

Armen ein Asyl zu eröffnen; so viel müßten unsere Armen jedenfalls haben, als nötig ist, um an Ort und Stelle gelangen zu können. Doch wäre es möglich, ihnen ein Stück Landes und eine Hütte zu überlassen und ihnen in arbeitslosen Tagen, an welchen sie ihr Landstück nicht in Anspruch nähmen, Arbeitsgelegenheit und Verdienst aus Tagelohn zuzuweisen, damit sie hiervon nach und nach ihr Land und ihre Hütte abzahlen könnten. Der Plan ist nicht reif und kann auch nur durch tätige Teilnahme unserer Freunde in Saginaw City reifen. Aber er kann und wird doch, will's Gott, reifen: warum sollten wir das nicht hoffen? Wie manches Brautpaar, das hier der Sünde und dem Proletariat verfällt, kann auf dem neuen Lande nach Leib und Seele gerettet werden!“

Die Diakonissensache

Wo schlägt das Herz im Schaffen Löhes? Niemand hätte das Recht, diese Frage zu beantworten, wenn es Löhe nicht selbst getan hätte.

„Wenn man wissen will, was wir eigentlich wollten, so muß man die Diakonissenanstalt ansehen – nur daß man nicht bloß an Schwestern denken müßte. Wir wollten eine apostolisch-episkopale Brüderkirche. Das Luthertum ist uns nicht Parteisache. Worin wir aus voller Seele lutherisch sind, das ist das Sakrament und die Lehre von der Rechtfertigung . . . Wir sind keine Lutheraner im Sinne der Missouriier, auch nicht im Sinne der Altlutheraner. Fragt man uns: Seid ihr antik?, so sagen wir: Nein. Fragt man uns: Seid ihr modern?, so sagen wir wieder: Nein. Und doch sind wir ganz antik und ganz modern. Eine Fortbildung des Luthertums zu einer apostolisch-episkopalen Brüderkirche – das ist's, was wir im letzten Grunde wollten.“

Was hatte Löhe veranlaßt, sich dieser besonders geprägten Form von Diakonie zuzuwenden? Es waren drei Erfahrungen, die den Dorfpfarrer im Jahre 1853 nach sechzehnjähriger Praxis zu den „Bedenken über weibliche

Diakonie innerhalb der protestantischen Kirche Bayerns“ bewegen:

1. „Wenn wir Seelsorger auf unsere Dörfer hinauskommen, die Kranken zu besuchen, so finden wir allenthalben solche weibliche Personen, welche sich der Kranken und Elenden mehr als andere annehmen, weil sie durch eine in ihnen liegende Gabe dazu angereizt werden. Sie folgen dem natürlichen Drang. Was ihnen fehlt, ist die Ausbildung der Gabe. *Viele von diesen Frauenspersonen würden biblische Diakonissen sein, wenn man sich ihrer annehmen und ihnen die Ausbildung geben möchte.* — Ausbildung der zum Dienst der leidenden Menschheit begabten Frauen ist ein *pium desiderium* und je länger, je mehr eine Forderung an die Kirche.
2. Auf dem Lande gibt es viele Familien, die nicht Landleute und ebensowenig Leute von städtischer Bildung genannt werden können: sie stehen mitteninne. Man denke z. B. an Schullehrersfamilien. Die Söhne gehen den allgemeinen Gang der männlichen Berufsausbildung; die Töchter aber können keine solche bereite Bahn betreten. Da sich nun in diesem ‚Mittelstande‘ der Bevölkerung des platten Landes viele leiblich und geistig begabte Frauenspersonen finden, so werden sie aus Mangel an Bildung häufig mißgebildet an Geist und Gemüt und benutzen ihre Gaben oftmals auf eine üble Weise, zum Verderben des eigentlichen Landvolkes. Würde man sich ihrer hingegen annehmen, so würden sie gerade sehr begabte und einflußreiche Trägerinnen und Vertreterinnen göttlicher Gedanken werden. Besser könnte man sich ihrer aber nicht annehmen, als wenn man ihnen Gelegenheit eröffnete, ihre Gaben für den Dienst der leidenden Menschheit auszubilden. Sie würden dadurch auf eine heilsame Bahn gebracht, würden eine Stellung, und zwar eine heilige und segensreiche Stellung in der Kirche finden und die bequemsten Organe der Kirche für christliche Bildung des Landvolks sein: an ihrem Dienst an den Kranken- und Sterbebetten würden viele lernen, und zwar nicht bloß Krankenpflege. Also — sie würden Segen haben und Segen bringen — und zwar den Kranken etc. unmittelbar, mittelbar aber der ganzen, namentlich der weiblichen Bevölkerung. — *Christliche Bildung des weiblichen Mittelstandes auf dem platten Lande ist also ein *pium desiderium*.*
3. Gäbe es Bildungsanstalten für die in 1. und 2. genannten Klassen der weiblichen Bevölkerung, so würden diese *auch von den Töchtern aus andern christlichen Familien besucht*

werden, in denen man nicht eben den Zweck hätte, die Töchter zu Diakonissen bilden zu lassen. Wie viele christliche Familien auf dem Lande würden froh sein, ihren Töchtern einen kurzen Aufenthalt in einer der weiblichen Natur so sehr zusagenden Anstalt zu ermöglichen, wo sie bestimmte Richtung zum Guten bekommen und so vieles lernen und üben könnten, was auch fürs gewöhnliche häusliche Leben von dem größten Wert ist! Es wären solche Anstalten nicht, was die Institute für die Töchter der höheren Stände, in denen alles mögliche gelehrt wird; diese Anstalten bildeten nichts als die vorhandene Fähigkeit zu weiblich-christlichem Liebesdienst. Gerade damit aber gäben sie der mittleren Bevölkerung viel, zumal es in der menschlichen Natur liegt, daß man überhaupt und im allgemeinen gebildet wird, wenn man für eine Seite des christlichen Lebens recht gebildet wird. Es kann aber nichts geben, was sich für Frauenspersonen mehr zum Bildungsmittel eignete, als die Befähigung zum Dienste der leidenden Menschheit.“

Damit war noch keineswegs der Grundstein zu einem Diakonissen=Mutterhaus im Stil Fliedners in Kaiserswerth gelegt. Löhe hatte viel schlichtere Ziele. Ihm lag

„die weibliche Jugend des platten Landes und deren Ausbildung für die Werke der Barmherzigkeit im Sinn. Unsr Leute für unsre eigenen nächsten Bedürfnisse wollten wir heranbilden und hatten dazu weit weniger im Sinn, uns zu dem Ende in größeren Städten anzusiedeln, sondern im Gegenteil suchten wir stille Orte, wo wir die Töchter des Landes fassen und für die Stillung der nächsten Bedürfnisse erziehen könnten. Nicht für immer, sondern nur einstweilen wollten wir uns in Neuendettelsau selbst setzen und mit einer kleinen Anstalt für weibliche Angefochtene und mit einer kleinen Anstalt für schwachsinnige Kinder den Anfang zu einer Tätigkeit suchen, die auf kurzem Wege unsrem eignen Volk zu Nutz und Dienst kommen sollte. Es ist freilich alles anders geworden unter Gottes besonderer Führung, aber was nun geworden ist, haben wir eigentlich nicht gewollt, sondern etwas weit Einfacheres und Volksmäßigeres, wie es eben in den ‚Bedenken‘ dargelegt ist. Man kann wohl sagen, daß uns unser eigener Weg von vornherein nicht völlig klar war. — Wir sind, wie schon gesagt, nach der Wahrheit suchen gegangen, und es wäre uns weit lieber gewesen, wenn wir unsern eignen Gedanken treuer und eng anschließender hätten nachgehen können. Wir haben getan, was wir nicht lassen konnten, und legen gern mit unserm wieder erneuerten Bedenken vor dem Herrn unser pater, peccavi nieder. Wir haben mit dem Plan unseres Vereins uns

zu Großes vorgenommen und auch unser eignes Bedenken nicht hinausführen können.“

Daß es dann schließlich doch zu einem richtigen Mutterhaus kam, hatte verschiedene Gründe:

a) Einmal wurde Löhe von den Gemeinden enttäuscht. Der von ihm 1853 gegründete „Lutherische Verein für weibliche Diakonie“, der diakonische Anstöße ins ganze Land hinaussenden sollte, führte nicht zu dem erhofften Erwachen „helfender Gemeinden“.

„Wer dieses Maß von Gelingen mit unsern anfänglichen Wünschen und Hoffnungen vergleicht, der hat alle Ursache, sich für enttäuscht zu halten, und wird zu dem Bekenntnis genötigt, daß wir auch in Sachen der weiblichen Diakonie, wenigstens in unsern heimatlichen Kreisen, den Anklang nicht fanden, den wir gehofft hatten. Wir waren und bleiben ein geringer Haufen, fanden überall Hindernis und fast nirgends die freudige Teilnahme und Arbeit, auf die wir gehofft hatten.“

Löhe bedauerte diese Entwicklung aufrichtig:

„... Man könnte sich denken, daß die Diakonissen-Anstalt gar nicht entstanden wäre, der Verein für weibliche Diakonie aber so um sich gegriffen hätte, daß eine Anstalt wie die Diakonissen-Anstalt gar nicht nötig geworden wäre. Was der Verein gewollt hat, erscheint mir gegenwärtig noch weit größer und bedeutender zu sein als die Diakonissen-Anstalt selbst. Oder ist das nicht leicht darzustellen und zu fassen? Wenn es dahin gekommen wäre, daß der Funke, der sich hier entzündete, sich zündend in dem ganzen Lande verbreitet hätte, und daß allenthalben Vereinigungen für weibliche Diakonie entstanden wären und sich ausgebreitet hätten, ein Feuer der Liebe und Barmherzigkeit unser Volk ergriffen und umfaßt hätte, wäre das in der Tat nicht weit mehr gewesen, als wenn eine Diakonissen-Anstalt, wie es nun der Fall ist, ihr Haupt und Licht nach allen Seiten hin erhoben hätte, während die Bevölkerung zu keinem eigentlichen Verein für weibliche Diakonie emporgegangen wäre?

Was man gegen Ende des Jahres 1853 angestrebt hat, war in erster Linie keine Diakonissen-Anstalt, wohl aber ein Verein für weibliche Diakonie. Wenn es so gekommen wäre, wie wir es gewollt haben, so würde man sich zu einem solchen Verein mit aller Kraft in unserm ganzen Vaterlande vereinigt haben, überall würde man in den mannigfachsten Formen sich zu Werken der Liebe und der Barmherzigkeit vereinigt haben, und man würde sich leicht haben trösten können,

wenn nirgends ein Diakonissenhaus entstanden wäre, dagegen aber mit Lust und Eifer das geschehen wäre, was Gott und Christo gefallen hätte.“

b) Daß aus der dann 1854 erfolgten Gründung eines Mutterhauses, das zunächst als Ausbildungszentrale und Sendestelle gedacht war, wirklich eine *Dienst- und Lebensheimat für die Schwestern* wurde, war deren eigener Wunsch. Ihnen hatte sich

„bei ihrer Arbeit und im Hinblick auf die möglichen Wechselfälle ihres Lebens diese Zugehörigkeit und Verbindung so sehr empfohlen, daß sie das Haus, aus dem sie zum Dienst hervorgegangen sind, am liebsten als bleibende Zufluchtsstätte und wie ein Vaterhaus ansehen. Es dient sich leichter und müht sich leichter, wenn man weiß, wohin man auf Erden gehört. Aus diesem Bedürfnis einer innigen Verbindung ist auch die bei den im Dienst stehenden Arbeiterinnen mehr und mehr emporkommende Lust hervorgewachsen, kein Salär zu nehmen, sondern dasselbe der Anstalt zuzuweisen und von dieser, wie vom Vaterhaus, alles zu empfangen, was man zum Leben bedarf. Manche unter unsern angestellten Diakonissen haben ganz klar den Satz ausgesprochen: ‚Wir geben alles, was wir haben, unserm Mutterhaus, von ebendemselben wollen wir auch empfangen, was wir bedürfen, und wenn wir schwach und krank, alt und müde werden, wollen wir in demselben wie Kinder im Vaterhaus ruhen, kranken und sterben dürfen.‘ . . .“

c) Die *konfessionelle Frage* — vor allem im Blick auf das unverfälschte Abendmahl — spielte vielleicht auch hier eine nicht unbedeutende Rolle:

„Als ich die Gesellschaft der Inneren Mission und hernach das hiesige Mutterhaus gründete, hatte ich gar keine andere Absicht, als mich in Sachen der Inneren Mission und der Diakonie der unierten Strömung in den Weg zu legen.“

Löhe fühlte sich seiner der Augsburgischen Konfession angestammten Heimat verpflichtet:

„All unser Tun, wie wenig oder viel es sei, hat keine andere Absicht gehabt und hat noch keine andere, als die schöpferischen Worte unseres allerheiligsten Konsekrators im Sakrament des Altars zu ehren. Alle unsere gesamte Arbeit möchten wir armen Leute von Dettelsau als einen geringen, aber immer blühenden Kranz des Dankes und des Lobes seinem Altar weihen.“

Und dann schreibt Löhe einige Sätze, die bis in die Gegenwart richtungweisend für das Neuendettelsauer Diakonissenwerk geblieben sind:

„Wir in unserer Heimat sollten Innere Mission und Diakonie vom Altar aus und zu dessen Ehren treiben, und zwar so, daß man an unserer Absicht gar nicht zweifeln könnte. . . Was ich wollte und noch will, ist weiter nichts, als den Beweis liefern, daß der Herr auch meine der Augsburgischen Konfession sozusagen angestammte Heimat und uns arme Lutheraner deshalb, daß wir das Fähnlein der ungemischten Abendmahlsgemeinschaft emporhielten, weder von der Inneren Mission noch von der heiligen Diakonie ausschließe.“

Er bewunderte Wichern und Fliedner und lehnte die Mitarbeit in der deutschen Generalkonferenz der Mutterhäuser, der auch reformierte und unierte Anstalten angehörten, nicht ab. Als der Vorsteher von Kaiserswerth 1865 bei Löhe anfragte, ob eine Einladung zu dieser Konferenz in Löhes Wünschen liege, und voll Bedenken schrieb:

„Wenn wir die Glaubensgrundsätze Ihres Mutterhauses recht verstanden haben, so verbietet es Ihnen Ihr Gewissen, daß Ihre Diakonissen mit den unsrigen in Abendmahlsgemeinschaft treten“, antwortete Löhe positiv. „Obwohl die Vorstände der hiesigen Anstalt und damit die Anstalt selbst der lutherischen Kirche, und zwar der Richtung von alter Abendmahlspraxis angehören, so haben wir dennoch Ihre gütige Einladung zu der Versammlung nicht nur mit ehrerbietigem Dank angenommen, sondern wir werden derselben auch Folge leisten.“

Die Oberin Amalie Rehm und eine weitere Schwester nahmen dann „voll Vergnügen und Freude“ teil.

Das Diakonissenhaus entwickelte sich immer mehr zum Mutterhaus in der Form einer *Genossenschaft auf freiwilliger Basis* mit einer Schwesternschaft und einer im Ansatz bereits bei Löhe bestehenden Bruderschaft. Gern gebrauchte Löhe den Ausdruck „Orden vom Hause Stephanas“ in Anlehnung an 1. Kor. 16, 15, wo es heißt: „. . . und haben sich selbst verordnet zum Dienst der Heiligen.“ Bei der Verderbnis der Massenkirchen, „da die Kirche und Gemeinde als solche keine Diakonissen mehr hat, kann die einzelne Dienerin des Herrn Jesus nur

durch ihre Stellung zum Mutterhaus . . . , der ganzen Familie oder Genossenschaft, vor dem herabziehenden Einfluß des Einzelberufs bewahrt bleiben und nur durch die Einfügung in ein Ganzes die Einseitigkeit des Lebens vermeiden, welche der weibliche Einzelberuf bei ledigen Schwestern so gerne zur Folge hat“.

Aber dieser *Ordensgedanke* mußte frei von römischen Irrtümern bleiben. Gewiß gebrauchte Löhe gelegentlich die „drei Schlagwörter der römischen Orden: Armut, Keuschheit und Gehorsam auch als Schlagwörter alles wahren Diakonissentums“, aber er wachte über die klare Unterscheidung, daß in der römischen Kirche „der durch Gelübde gebundene, bei uns der völlig ungebundene *freie Wille* die drei edlen Früchte trägt. Der freie Wille ist der Boden, auf welchem das protestantische Diakonissentum erwachsen muß, und zwar der völlig ungebundene *in seiner täglichen Erneuerung.*“

Wie Löhe das praktizierte, mag *seine Stellung zur Frage der Ehelosigkeit* beispielhaft verdeutlichen. Er weigerte sich, auch ihm freiwillig angebotene Gelübde der Ehelosigkeit von seinen Diakonissen anzunehmen, sogar wenn sie auf eine Zeit begrenzt waren. Dabei wußte er wohl, daß er damit den schwereren Weg wies und selber ging.

„Gelübde sind eine gewaltige Erleichterung aller Genossenschaften, auch des Diakonissentums, und es ist wahr, daß wir dadurch, daß wir die Wandelbarkeit der Willensentschlüsselungen nicht durch Gelübde binden können, unsern Weg uns gewaltig erschweren. Aber auf der andern Seite kann man auch wieder sagen, daß der Herr und der Kreis von Männern und Frauen, die sich um ihn sammelten – das Vorbild aller geistlichen Genossenschaften –, Gelübde nicht kannten, sondern daß die Liebe zu seiner heiligen Person, das Wohlgefallen an seiner Schule und der Eifer des Strebens zum Ziele diese Gesellschaft verbunden hat ohne Gelübde. Daß bei unserem Weg solche Massen (von Schwestern) sich nicht finden wie in der römischen Kirche, versteht sich von selbst. Wir wandeln den Weg des Herrn nicht leichter, sondern schwerer – ohne Gelübde, aber auch evangelischer und geistlicher.“

Nur *ein* „Gelübde“ erwartete Löhe von den Diakonissen-

sen: das evangelische Versprechen der Aufrichtigkeit, durch das sich die Diakonisse verpflichtete, zum Seelsorger des Mutterhauses zu kommen, sobald ihr Weg in die Ehe zu führen schien. Aber auch hier wollte Löhe nur helfen, nicht gebieten. Denn er sah im Ehestand wie im ehelosen Stand göttliche Gnadengaben, die Menschen nicht gegeneinander ausspielen dürfen.

„Gäbe uns Gott nur vor allen Dingen viele Jungfrauen, die, Gott ergeben, Ehestand und ehelosen Stand der himmlischen Führung überließen, mit freiem und gutem Gewissen sich dem Diakonissendienste insolange widmeten, als es Gottes Wort und ihrer Seelen Notdurft nicht anders fordert, die fröhlich der Hochzeit ihrer Schwestern beiwohnen und dabei selbst fröhlich ehelos sein und auf diese Weise die gleiche Würde beider Stände im eigenen Fall durch ihre Praxis und ihr Leben zu bekennen und zu ehren vermöchten. Es ist ein Elend, wenn der Haufe der Ehelosen unwillig aufschreit, sooft eine unter ihnen ehelich wird, während sie vielleicht im eigenen Herzen gar nicht fertig sind. Dies Elend ist so groß als das andere, wenn der Haufen der Eheweiber, seien sie in der Ehe glücklich oder nicht, nichts lieber hat, als wenn eine nach der andern unter den Ledigen ihnen gleich wird und keine Jungfrauen übrigbleiben. Der Grundsatz sollte gelten, daß rechte Ehefrauen nur neben rechten Jungfrauen und rechte Jungfrauen nur neben rechten Ehefrauen werden. Die Ehrerbietung und Liebe der beiden Stände vor- und zueinander würde uns lauterere und ehrwürdigere Frauen und Jungfrauen erziehen helfen als jede Übertreibung zur Rechten und zur Linken.“

Das Mutterhaus wuchs langsam und stetig. Unter den damals bestehenden Diakonissenanstalten war die von Löhe gegründete die achtzehnte dem Alter nach, der Größe nach aber die dritte oder vierte. Das ist sie auch heute noch mit ihren 1600 Schwestern. In den 105 Jahren ihres Bestehens wurden 2184 Diakonissen in 154 Feiern zum kirchlichen Dienst der Diakonie eingesegnet.

Bald war das Mutterhaus von einem Kranz von Anstalten umgeben. Die „Blödenanstalt“ wurde errichtet und später durch große Filialen im Land erweitert, so daß sie heute 1600 Geistesgebrechliche aufnehmen kann. Für das weibliche Schulwesen entstanden Häuser, für die Kran-

ken- und Siechenpflege, für die Arbeit an „gefallenen“ Menschen, für die Paramentik, die Hostienbereitung und die Ökonomie mit allen Wirtschaftsbetrieben. Vor allem aber mußte ein großer Betsaal für die Gottesdienste der Anstaltsgemeinde gebaut werden — der Vorgänger der großen Anstaltskirche von heute, die den Namen des Diakons Laurentius trägt. Die kleine Dorfkirche reichte nicht mehr aus; auch hatte ein einflußreicher Mann aus dem Dorf erklärt, „von dem Hauch der vielen Weibsbilder werde die Kirche feucht und das Balkenwerk morsch“.

Alle diese Aufgaben bewältigte Löhe gleichsam „im Nebenamt“. Denn er war ja nicht nur Rektor des immer größer werdenden Diakonissenhauses und seiner wachsenden Anstalten, sondern vor allem Pfarrer von Neuendettelsau. Um diesen vielen Aufgaben gerecht zu werden, preßte er sich wirklich aus „wie eine Traube“, seinen Schwestern ein Vorbild. Daß er das alles organisieren und geistlich erfüllen, aber auch finanziell sichern konnte, das dankte er zeitlebens der gnädigen Durchhilfe Gottes:

„Ich kann mich nicht rühmen, ein Nachfolger A. H. Franckes oder eines andern etwa noch größeren Geldsammlers für das Reich Gottes zu sein. Ich werde wohl aussagen dürfen und müssen, daß meine Wasser im Vergleich mit denen anderer der stillen Quelle Siloah gleichen; aber in Wahrheit, es ist mir doch so viel durch Gott gelungen, daß ich es nicht zählen noch wägen kann, und ich bin doch auch eines von den vielen Beispielen, an denen Gott bewiesen hat, was Jesu Mutter sagte: ‚Die Hungrigen füllet er mit Gütern und lässet die Reichen leer.‘ Ich bin kein Krösus und überhaupt kein Geldmensch, aber die Unterstützung des großen Gottes habe ich dennoch oft genug zu schauen bekommen. Ich möchte jedermann auf dem Wege der Barmherzigkeit vor Leichtsinne und Übermut warnen, aber auch keinen züchtigen, der in seiner Liebesarbeit seine Hoffnung und sein Vertrauen auf den reichen Gott zu setzen wagt.“

Das große Te Deum für diese empfangenen Wohltaten Gottes ließ Löhe in den schönen Gottesdiensten erklingen, die fortan in allen seinen Anstalten gefeiert wurden. Im Gottesdienst liegt die Mitte der Neuendettelsauer Diakonie, seit Löhe bis heute. Vom Gottesdienst geht sie aus, und zu ihm kehrt sie wieder zurück, ein ewiger Kreislauf.

Alle Dienste der Diakonisse werden vom Gottesdienst geheiligt.

„Wenn ich ein Maler wäre“ – schrieb Löhe einmal – „so malte ich die Diakonissin, wie sie sein soll, in ihren verschiedenen Lebenslagen und Arbeiten. Es gäbe eine ganze Reihe von Bildern. Malen würde ich die Jungfrau im Stall und – am Altar, in der Wäscherei und – wie sie die Nackenden in reines Linnen der Barmherzigkeit kleidet, in der Küche und – im Krankensaal, auf dem Feld und – bei dem Dreimal Heilig im Chor, und wenn sie den Kommunikanten das Nunc dimittis singt, ich würde alle Diakonissenberufe malen, in allen aber eine Jungfrau, nicht immer im Schleier, aber immer eine Person . . . Und warum? Weil eine Diakonissin das Geringste und das Größte können und tun, sich des Geringsten nicht schämen und das höchste Frauenwerk nicht verderben soll. Die Füße im Kot und Staub niedriger Arbeit, die Hände an der Harfe, das Haupt im Sonnenlicht der Andacht und Erkenntnis Jesu – so würde ich sie aufs Titelpapier der ganzen Bildersammlung malen. Darunter würde ich schreiben:

Alles vermag sie: arbeiten, spielen, lobsingen.“

Jahre des Alters

Das Übermaß an Arbeit und äußeren und inneren Kämpfen, nicht zuletzt aber auch das lebenslange Weh um die so früh entrissene Gattin zehrten an Löhe. Noch nicht fünfzig Jahre alt, wurde er, wohl auch als Folge übermäßiger Anstrengungen, durch schwere Krankheiten an den Rand des Grabes geführt. 1855 und 1857 mußte er monatelang aussetzen. Damals bat er Gott ernstlich um „eine Alterszulage wie Hiskia“. Zweimal fuhr er auf ärztliche Weisung nach Karlsbad zur Kur. Honorare für seine vielen literarischen Arbeiten (über 60 Titel stammen von seiner Hand!) ermöglichten ihm diese Reisen, sein schmales Pfarrergehalt reichte dazu nicht aus. Beim Weggang von Karlsbad erklärte ihm der Kurarzt, Löhe habe Anlage, alt zu werden, nur müsse er zu große geistige Arbeit vermeiden. Aber wie sollte er diese Bedingung erfüllen? Das schwere Jahr 1860 setzte ihm bös zu. So

suchte er im Sommer 1861 in Bad Ragaz Linderung seiner Leiden. 1863 erlitt er bei der Austeilung des heiligen Abendmahls einen leichten Schlaganfall. Wieder bereitete er sich täglich auf den Tod und ließ sich Tag um Tag das Abendmahl reichen. Aber Gott rief ihn noch nicht heim. Ein Erholungsurlaub gab ihm neue Kräfte, aber sein Herz war müde geworden. Wenige Tage vor seiner Rückkehr nach Neuendettelsau schreibt er in sein Tagebuch:

„Ich lese alles als ein ‚Geschlagener‘, Abschiednehmender, Verabschiedeter. Für das immer und immer sich regende Streben meiner Seele finde ich fortwährend Mahnung, daß es mit mir für diese Welt am Ende sei, weil ich krank und invalid bin. Ob das noch einmal anders wird? Ob, fertig mit dieser Welt, sehnsüchtig nach dem Himmel, meine Seele doch noch ein Stück recht klaren, bewußten Wirkens zum Heil der Brüder finden wird? Alle meine Gedanken sind vor dir! Du siehst meine innere Bewegung. Ohne deinen Geist, dein Maß und deine Kraft, auch leibliche, kann ich auch dem bescheidensten Ziel einer neuen Lebensstrecke nicht nachjagen. Ich will vor dir schweigen, auf dich warten. Da aber behalte mich ewig und verkläre meine arme Seele für dein ewiges Reich!“

Die Zeiten, in denen Löhe von Neuendettelsau weggestrebt hatte, waren vorbei. 1839 hatte er sich um die vierte Stelle bei den Barfüßern in Augsburg beworben, 1842 um eine Pfarrstelle bei St. Lorenz in Nürnberg, 1846 um eine solche in Fürth und ein Jahr später um die Pfarrei Erlangen=Altstadt — alles vergebens. Vor allem um seiner Kinder und auch um seiner Freunde willen hatte er diese Schritte versucht. Aber nun war er längst endgültig in Neuendettelsau eingewurzelt und rüstete sich in dem Ort aufs Sterben, von dem er einst bei einem kurzen Besuch gesagt hatte, daß er hier nicht einmal tot sein möchte.

Noch sieben Jahre sollte er hier wirken und ein erstaunliches Arbeitspensum bewältigen. Ohne rechte Unterstützung, wohl auch von Natur nicht fähig, rechtzeitig „abzugeben“, verzehrte er seine Kraft.

„Es gelingt mir nicht, mir Nachfolger zu erziehen; ich bin auch selbst zu wenig liebenswürdig und anziehend. Aber vielleicht geht es doch wie öfter, daß, die meine Erben nicht werden wollen, reiche Saat auf eigenem Gebiete streuen. Mein ganzes

Herz jammert, daß ich so wenig bin und auch andern sein kann und immer einsamer und absterbender werde.“

Auch die äußeren Umstände wurden schwieriger. Die Tochter, die ihm das Haus führte, war selbst wiederholt krank; so wohnte der alternde Mann allein im Haus und versorgte sich selbst, solange es ging. 1869/70 mußte er wegen körperlicher Schwäche fast ein Jahr auf das Predigen verzichten; welch ein Kreuz für diesen Prediger! Auch die sonst löwenstarke Stimme versagte nun oft den Dienst, und die Füße wurden unsicher; aber auch die geistigen Kräfte nahmen ab. Im letzten halben Jahr vor seinem Heimgang predigte er noch ab und zu, aber kurz vor Weihnachten 1871 überkam ihn ein neuer Schwächeanfall. Am Tag vor Weihnachten empfing er das heilige Abendmahl und spürte wieder mehr Kraft; aber seine Gedanken waren auf das Ende gerichtet. Am Neujahrstag empfing er noch, in seiner Sofaecke sitzend, die Glückwünsche vieler, darunter auch den Wunsch, daß er im neuen Jahr wieder laufen lernen und frische Luft genießen möchte. „Da wäre es doch besser, wenn ich wieder predigen könnte“, war seine bezeichnende Antwort. Am Nachmittag erlitt er einen Schlaganfall, aus dessen Betäubung er nicht mehr erwachte. Nach langem Totekampf, von der Fürbitte vieler getragen, durfte er dann am Nachmittag des nächsten Tages (2. Januar 1872) endlich heimgehen, 63 Jahre alt.

Er, der so viele aufs Sterben vorbereitet hatte, starb ganz schlicht. Für seine Beerdigung, die am 5. Januar auf dem Dorffriedhof unter großer Teilnahme von hoch und niedrig gehalten wurde, hatte er sich jedes Menschenwort verboten. Bei der Aussegnung wurden an seinem Sarg die Schriftworte verlesen:

„Viele, so unter der Erde schlafen liegen, werden aufwachen: etliche zum ewigen Leben, etliche zur ewigen Schmach und Schande. Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“

Dabei läuteten die Glocken von den Türmen seiner Pfarrkirche und ihrer beiden Filialen, und die Posaunen der Anstaltsbrüder bliesen zur Ehre Gottes.

Literaturnachweis

Wilhelm Löhe: Gesammelte Werke, herausgegeben von Klaus Ganzert, bisher 6 Bände (seit 1951).

Johannes Deinzer: Wilhelm Löhes Leben. Aus seinem schriftlichen Nachlaß zusammengestellt. 3 Bände. 1873.

Justus Götz: Wilhelm Löhe. Im Dienst der Kirche (Quellen und Urkunden zum Verständnis Neuendettelsauer Art und Geschichte). 1924.

Siegfried Hebart: Wilhelm Löhes Lehre von der Kirche, ihrem Amt und Regiment. 1939.

Hans Krefzel: Löhe als Prediger. 1929.

Hans Krefzel: Wilhelm Löhe als Liturg und Liturgiker. 1952.

Hans Krefzel: Wilhelm Löhe. Ein Lebensbild. 1954.

Hans Krefzel: Wilhelm Löhe als Katechet und als Seelsorger. 1955.

Hans Krefzel: Helene Löhe. Ein Lebensbild. 1956.

Hans Lauerer: Die Diakonissenanstalt Neuendettelsau 1854–1954.

Ernst Lotze: Erinnerungen an Wilhelm Löhe. Aus seinem Nachlaß. 1956.

Helene Matthies: Wilhelm Löhe. Leben und Werk. 1951.

Hans Maurer: Wilhelm Löhe, der Apostel der lutherischen Kirche. 1939.

P. Paulsen: Wilhelm Löhe. Ein Lebensbild zum 100. Geburtstag. 1908.

Theodor Schäfer: Wilhelm Löhe. 1909.

Therese Stählin: Meine Seele erhebet den Herrn. Briefe. 1957.

Therese Stählin: Auf daß sie alle eins seien. Briefe. 1958.

Unter den zahlreichen *Aufsätzen* über Löhe sind vor allem die seines großen Nachfolgers Hermann von Bezzel zu Löhes 100. Geburtstag zu nennen, besonders in der „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung“, 41. Jahrgang (1908).

Hans Bruns

Begegnungen mit Christus

Zeugnisse von Menschen unserer Tage

4., erweiterte Auflage. 192 Seiten. Halbleinen DM 5,80

Inhaltsverzeichnis:

- Pastor Hans Bruns: Mein Weg zu Christus.
Inspektor W. Fleck: Jesus genügt mir.
Magister Hellmut Frey: Klare Führung durch Christus.
Direktor Arno Haun: Der lebendige Christus übernimmt die Führung meines Lebens.
Obering. a. D. Hennes: Froh in Christus.
Major a. D. Krueger: Aus anerzogener Frömmigkeit zum lebendigen Christusglauben.
Kaufmann K. Martenstein: Christuserleben in Spanien.
Schwester Gertrud Mehl: Kunstreiterin oder Diakonisse?
Dr. Alo Münch †: Fußspuren Gottes in meinem Leben.
Pastor Erwin Paehl: Vom Atheismus zu Christus.
Schriftsteller Hans Pförtner †: Vom gegenwärtigen Christus in meinem Leben.
Rittergutsbesitzer von Reden: Der Ruf zu Christus mitten im Krieg.
Arthur Richter: Wie Christus mir als modernem Menschen begegnet ist.
Friedrich von der Ropp: Den Sinn des Lebens gab mir Christus.
Dozent Dr. P. Scharpff: Christus auf allen Lebenswegen.
Elisabeth Tschierske: Durch Christus leiblich und seelisch gesundet.
Pfarrer H. Fuchs: Wie Christus heute zum modernen Menschen kommt.

Daß Christus eine lebendige Wirklichkeit ist, kann man modernen Menschen kaum anders beweisen als dadurch, daß man ihnen erzählt, wie Christus Menschen von heute begegnet ist. Hier sind 17 solcher Zeugnisse zusammengestellt von Menschen, die bis auf zwei noch unter den Lebenden weilen. Da steht der Pfarrer neben dem Offizier, der Rittergutsbesitzer neben dem Schriftsteller, der Ingenieur neben dem Lehrer. Und alle wollen sie nichts anderes als zu dem Christus rufen, der auch sie einst in seine Nachfolge gerufen und glücklich gemacht hat.

BRUNNEN-VERLAG GMBH · GIESSEN UND BASEL

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Band

- 1 E. Senf: **Friedrich von Bodelschwingh**. Der Vater des Bethel-Werkes.
- 2 W. Busch: **Pastor Wilhelm Busch**. Ein fröhlicher Christ.
- 3 A. Münch: **Johann Christoph Blumhardt**. Ein Zeuge der Wirklichkeit Gottes.
- 4 F. Seebaß: **Carl Hilty**. Jurist, Historiker und Christ.
- 5 E. Bunke: **Samuel Keller**. Gottes Werk und Werkzeug.
- 6 M. Wurmb von Zink: **Was ich mit Jesus erlebte**.
- 7/8 F. Seebaß: **Matthias Claudius**. Der Wandsbecker Bote.
- 9/10 F. Seebaß: **Mathilda Wrede**. Die Freundin der Gefangenen und Armen.
- 11 M. Spörlin: **Heinrich Jung-Stilling**. Wanderer an Gottes Hand.
- 12/13 F. Seebaß: **Paul Gerhardt**. Der Sänger der evang. Christenheit.
- 14 F. Seebaß: **Johann Sebastian Bach**. Der Thomaskantor.
- 15 A. Roth: **Eva von Tiele-Winkler**. Die Mutter der Vereinsamen.
- 16/17 A. Pagel: **Otto Funcke**. Ein echter Mensch — ein ganzer Christ.
- 18/19 C. H. Kurz: **Toyohiko Kagawa**. Der Samurai Jesu Christi.
- 20 E. Bunke: **Curt von Knobelsdorff**. Der Herold des Blauen Kreuzes.
- 21 H. Petri: **Henriette von Seckendorff**. Eine Mutter der Kranken und Schwermütigen.
- 22/23 A. Pagel: **Jakob Gerhard Engels**. Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu.
- 24 J. Weber: **Elias Schrenk**. Der Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland.
- 25/26 A. Jung-Hauser: **Markus Hauser**. Ein Hoffnungsleben.
- 27/28 F. Seebaß: **Ludwig Richter**. Künstler und Christ.

Band

- 29/30 A. Pagel: **Ludwig Hofacker**. Gottes Kraft in einem Schwachen.
- 31/32 A. Pagel: **Gräfin Waldersee, Tante Hanna, Mutter Fischbach**. Drei Frauen im Dienste Jesu.
- 33/34 C. H. Kurz: **Johann Friedrich Oberlin**. Der Patriarch des Steintals.
- 35/36 C. H. Kurz: **Franziskus von Assisi**. Der Herold des großen Königs.
- 37 E. Bunke: **C. H. Spurgeon**. Prediger von Gottes Gnade.
- 38 W. Michaelis: **Nachlese von jahrzehntelangem Dienst auf dem Acker des Evangeliums**.
- 39 O. Eberhard: **Johann Heinrich Pestalozzi**. Mensch, Christ, Bürger, Erzieher.
- 40 F. Rudersdorf: **J. Hudson Taylor**. Sein Werk und seine Missionsmethoden.
- 41/42 E. Bunke: **Carl Heinrich Rappard**. Ein Zeuge Jesu Christi.
- 43/44 A. Hauge: **Hans Nielsen Hauge**. Der Apostel Norwegens.
- 45 G. Geiß: **Johann Albrecht Bengel**. Gottesgelehrter und Ewigkeitsmensch.
- 46/47 A. Katterfeld — W. Ilgenstein: **Friedrich Braun**. Ein Baumeister Gottes im Schwabenland.
- 48 G. Geiß: **Dwight L. Moody**. Vom Kaufmann zum Evangelisten.
- 49/50 F. Seebaß: **Friedrich Christoph Oetinger**. Denker und Seelsorger.
- 51/52 F. Seebaß: **Karl Büchsel**. Aus den Erinnerungen eines Landgeistlichen.
- 53/54 J. Weber: **Peter Weber**. Was eine kleine Kraft vermag.
- 55/56 H. Bruns: **Minna Popken**. Eine Ärztin unter Christus.
- 57/58 H. Bruns: **Ernst Modersohn**. Ein auserwähltes Werkzeug Gottes.
- 59/60 A. Pagel: **Alfred Christlieb**. Beter und Schriftforscher.

Band

- 62/63 A. Pagel: **Der alte Rahlenbeck, Ohm Michel, Vater Wirths.** Wie Gott Originale formt.
- 64/65 E. Thomson: **Traugott Hahn.** Ein Märtyrer der baltischen Kirche.
- 66/67 J. Roessle: **Johannes Wesley.** Der Vater der methodistischen Erweckungsbewegung.
- 68 C. H. Kurz: **Georg Müller.** Ein weltweiter Gotteszeuge
- 69 A. Stuckl: **Alexander Vömel.** Ein Leben unter Gottes Führung.
- 70 C. H. Kurz: **Thomas John Barnardo.** Ein Leben unter Niemandskindern.
- 71 H. Steege: **Johann Georg Hamann.** Ein Prediger in der Wüste.
- 72/73 E. Fischer - Lindner: **Joseph Simsa.** Ein Baumeister am Tempel Gottes.
- 74/75 H. Bruns: **Jakob Vetter.** Der Gründer der Zeltmission.
- 76 J. Roessle: **Johann Heinrich Volkening** und die Erweckungsbewegung in Minden-Ravensberg.
- 77/78 W. Landgrebe: **Ludwig Nommensen.** Kampf und Sieg eines Sumatra-Missionars.
- 79/80 A. Pagel: **Ernst Gottlieb Woltersdorf, Friedrich Traub.** Zwei Frühvollendete.
- 81/82 H. Bruns: **Philipp Jakob Spener.** Ein Reformator nach der Reformation.
- 83 H. Bruns: **Pandita Ramabal.** Eine indische Christusjüngerin.
- 84/85 C. H. Kurz: **Nicolaus Ludwig Zinzendorf.** Bruder unter Brüdern.
- 86 J. Weber: **Johannes Seitz.** Ein Kündler apostolischer Geisteskräfte.
- 87/88 W. Herbst: **Amalie Sieveking.** Dienerin Jesu an Armen und Kranken.
- 89/90 F. Seebaß: **Johann Arndt.** Der Kämpfer für das wahre Christentum.
- 91 F. Schmidt-König: **Eduard Graf von Pückler.** Ein Ritter Gottes.
- 92/93 E. Decker: **Fritz Binde.** Ein Evangelist v. Gottes Gnaden.
- 94/95 A. Pagel: **Gerhard Tersteegen.** Ein Leben in der Gegenwart Gottes.
- 96/97 E. Bunke: **Johann Hinrich Wichern.** Der Vater der Inneren Mission.

Band

- 98/99 **Bruder Fritz (Fritz Oetzbach).** Ein Wunder Gottes.
- 100 W. Landgrebe: **Der Heißdampf - Schmidt (Wilhelm Schmidt).** Erfinder u. Christ.
- 101/102 H. Lokies: **Johannes Goßner.** Ein Mann des Glaubens und der Liebe.
- 103/104 F. Rudersdorf: **Dora Rappard.** Die Mutter von St. Chrischona.
- 105/106 F. Seebaß: **Martin Luther.** Der Mensch und der Reformator.
- 107 C. H. Kurz: **Johan Hus.** Ein Vorkämpfer d. Reformation.
- 108/109 M. M. Korff: **Am Zarenhof.**
- 110/111 E. Pälz: **John Bunyan.** Ein Pilgrim Gottes.
- 112 F. Schmidt-König: **Hermann Menge.** Vom Gymnasialdirektor zum Bibelübersetzer
- 113/114 E. Schick: **Christian Friedrich Spittler.** Gründer und Hirte
- 115/116 H. Bruns: **Godtfried Arnold.** Ein Glaubenskämpfer seiner Zeit.
- 117/118 F. Seebaß: **Karl Freiherr vom Stein.** Minister und Christ.
- 119/120 W. Landgrebe: **Dietrich Bonhoeffer.** Ein Blutzuge aus jüngster Zeit.
- 121/122 K. Hardeland: **Philipp Spitta.** Der Sänger von „Psalter u. Harfe“.
- 123/124 C. H. Kurz: **Girolamo Savonarola.** Ein florentinischer Märtyrer.
- 125 Fritz Schmidt-König: **Frau Käthe Luther.** Die Weggenossin des Reformators.
- 126 K. Hardeland: **Elise Averdick.** Aus dem Leben einer Hundertjährigen.
- 127/128 A. Roth: **Hedwig von Redern.** Eine Zeugin durch Lied und Leid.
- 129/130 F. Schick: **Samuel Gobat.** Der Bischof von Jerusalem.
- 131/132 A. Pagel: **Ludwig Harms.** Gottes Rufer in der Heide.
- 133 G. Zimmermann: **Eberhard von Rothkirch.** Ein Vater der deutschen Christlichen Vereine junger Männer.
- 134/135 F. Seebaß: **Ernst Moritz Arndt.** Deutscher und Christ.
- 136 R. Irmiler: **Johann Heermann.** Der schlesische Hiob.
- 137/138 E. Bunke: **Adolf Stoecker.** Ein Kämpfer für Kirche und Volk.
- 139/140 G. Gloede: **Johannes Calvin.** Wortführer des Protestantismus.